

VOLKSWACHT

für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete.

Organ für die Interessen der Arbeiterklasse.

Mit dem illustrierten Unterhaltungs-Blatt.

Die „Volkswacht“ erscheint täglich Abends außer Sonntag mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Weißgerbergasse 64, durch die Post und durch Colporteurs zu beziehen. Preis vierteljährlich 3,10 Mk., pro Woche 25 Pf. Postzeitungsliste Nr. 6683.

Insertionsgebühr beträgt für die fünfgespaltene Zeile ober deren Raum 20 Pfennige, für Vereins- und Versammlungsanzeigen 10 Pfennige. Inserate für die nächste Nummer müssen bis Vormittag 9 Uhr in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 188.

Breslau, Sonnabend, 12. August 1893.

4. Jahrgang.

„Geld wie Heu“ — „Arm wie eine Kirchenmaus!“

„Geld wie Heu“ ist vorhanden, wenn wir neue Soldaten, Kanonen, Geschütze oder Panzergeschiffe brauchen. „Geld wie Heu“ hat das Volk zum Steuerzahlen, wenn es sich um Empfangsfestlichkeiten oder dergleichen in irgend einem Orte handelt. Da fragen sehr wenige „von denen, die zu beschließen haben“ darnach, wo es hergenommen wird. „Geld wie Heu“ haben wir, um an Ex-Minister, Generale, Offiziere u. hohe Pensionen zu zahlen. „Geld wie Heu“ haben wir, um mehr neue Kirchen zu bauen, obwohl die alten meist leer stehen; jede neue Kirche giebt ja Brotstellen für Diejenigen, welche „sich berufen fühlen“, das Volk in Duldung, Zufriedenheit und Ergebenheit zu erziehen. Und — der deutsche Michel zahlt's gern, denn man beweist ihm ja so „unzweifelhaft“, wie es zu „seinem Wohle“ nöthig ist.

„Geld wie Heu“ haben die Börsenmänner, Commerzienräthe, Schlot-, Kohlenbarone und Landjunker, wenn es gilt, auf glänzenden Festen, in den Bädern u. ihren Reichthum spazieren zu tragen, oder zu zeigen, „was man sich leisten kann“. „Geld wie Heu“ haben die Actiengesellschaften, wenn sie die hohen Gratifikationen und Dividenden auszahlen. „Geld wie Heu“ haben die Krautjunker, die Herrn „von“ und „wohu“, um ihren Söhnen „handesgemäßes“ und „schneidiges“ Auftreten zu gestatten, denn — es gehört zum „Bonton“. „Wir haben's ja — das Geschäft bringt's ein — — pardon — wir haben's nicht, — das Geschäft bringt's nicht ein, denn — —

„Wir sind arm wie eine Kirchenmaus!“ Die Herren Krautjunker, Schnapsbrenner, Zuckerbarone

stehen am Rande des Abgrunds, sie gingen zu Grunde, wenn sie die Getreidezölle, die Viehzölle, die Brennerliebesgabe, die Zuckerprämie nicht hätten, sie sind „Arm wie eine Kirchenmaus“ schon mit dieser Staatshilfe, ja die armen Groß-Rittergutsbesitzer stücken sich ihre Strohdächer schon selbst, völlig ruiniert wären sie, wenn sie den jämmerlich besoldeten Landarbeitern ein paar Pfennige mehr zahlen müßten.

„Arm wie eine Kirchenmaus“ sind die Actiengesellschaften, die Commerzienräthe, die Schlot- und Kohlenbarone, wenn der Arbeiter einige Pfennige mehr Lohn oder einige Minuten kürzere Arbeitszeit verlangt, die ganze Industrie, Handel und Wandel würde davon zu Grunde gehen.

„Arm wie eine Kirchenmaus“ sind wir, wenn wir im Parlament, Commune u. Gelber für die Arbeitslosen, Armen, Kranken, Invaliden oder Altersschwachen in annähernd genügender Weise verlangen.

„Arm wie eine Kirchenmaus“ sind wir, wenn Gelber für Menschen, die durch Ueberschwemmungen, Epidemien oder andere Unglücksfälle (siehe Brunnenaffaire Schneidemühl) in Noth gerathen sind, beantragt werden. Da muß die private Wohlthätigkeit einspringen, da wird der Bettelstich von Thür zu Thür geschwungen, da wird zum „Wohle“ der Unglücklichen getanz, concertirt, in die Comödie gegangen, ja Lotterie gespielt. — Der Staat hat kein oder nur wenig Geld, denn — — „dem Volke können nicht mehr Steuern auferlegt werden“ — — „die Steuerkraft des Volkes muß geschont werden“. — Wer lacht da? — Ja, „wir sind arm wie eine Kirchenmaus“, wenn die Sieger von Königgrätz, die Erzieher des Volkes sich als Menschen fühlen und eine Aufbesserung ihres Gehaltes wünschen, wenn die Unterbeamten allerunterthänigst

um Verbesserung ihrer wahrlich nicht beneidenswerthen Lage bitten.

Wir könnten dies liebliche Bild des „Geld wie Heu!“ und „Arm wie eine Kirchenmaus!“ bis in's Unendliche fortführen, doch wir glauben, diese Probe genügt.

Zu Vernichtungs- und Mordwerkzeugen hat es in der Augen des „Auch-Patrioten“ noch nie an Geld gefehlt, zur Culturbeförderung war solches aber selten oder nie ausreichend vorhanden.

Wahrlich Angesichts solcher Zustände begreifen wir die Hast und den Eifer, mit welchem man Gelder für neue Kirchen bewilligt und diese baut, um das Volk in Demuth und Zufriedenheit zu erziehen, damit es die Geduld nicht verliert. Man betrachte nur folgendes Culturbild, passirt am Ende des 19. Jahrhunderts, welches unbewußt den Lesern des „Weißenfels-Kreisblattes“ vor einiger Zeit vor Augen geführt wurde:

„Der Kreistag von Weißenfels bewilligte einen Beitrag von 5000 Mk. zur Erbauung einer Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Charlottenburg und lehnte die Zeitungsleistung zum Bau einer Brücke über die Saale bei Dürrenberg ab.“

Die Kirche in Charlottenburg bei Berlin muß demnach allerdings wichtiger und nothwendiger gewesen sein, als eine Verkehrs erleichterung für den Weißenfels-Kreis. Die Interessenten der Letzteren können ja nun, anstatt über die gewünschte Brücke, in die Kirche nach Charlottenburg bei Berlin gehen.

Ja — „wir haben Geld wie Heu!“ und sind „arm wie eine Kirchenmaus!“ — je nachdem. — —

In harter Schule.

Roman von Gustav J. m. e.

83]

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„So sei es denn, Ulrich“, fuhr der Baron fort, „handle Du für mich, ich kann nicht. Sieh Befehl, daß alles gepackt und angepackt werde, und dann bleibe hier, bis — sie das Schloß verlassen hat.“

„Ich will Alles thun, was Du wünschst, Onkel“, versprach der junge Mann in tiefer Bewegung. „Wenn aber hier Alles vollbracht ist, dann darf ich doch auch kommen und nach Leontine fragen?“

„Sie sollen sie bald wiedersehen“, versprach Schmig. Eine Stunde später verließ er mit dem Baron das Schloß.

In der Frühe des nächsten Morgens reisten die Damen ab, die Dienerschaft munkelte, auf Nimmerwiederkehr; man hat in diesen Kreisen eine scharfe Bitterung.

XXIX.

Schmig hatte, indem er bestimmte, daß die Abreise der beiden Abenteuererinnen von Reina am nächsten Morgen stattfinden sollte, dabei mit dem Zweck im Auge gehabt, zu verhindern, daß diese nach Berlin kämen und Vivienne und Falkenburg eine Warnung zugehen ließen. Ein paar Worte, die er Ulrich zugesüßert, hatten diesen völlig verständigt, so daß er in dieser Beziehung sicher sein konnte. In Berlin ange-

kommen, gingen beide Herren gemeinschaftlich in ein Hotel, sie wollten früh am anderen Morgen beieinander sein.

Schmig hatte den Baron während der Reise mit Leontines Schicksalen bekannt gemacht und ihm geschildert, welche elende Rolle Graf Falkenburg gespielt, hatte, und wie es nothwendig gewesen war, die Tochter den Nachforschungen des Vaters zu entziehen, weil man ihn gebrauchen gewollt, die Zwecke zu erreichen, die Leontines Energie vereitelt hatte.

Der Baron war ganz außer sich, zu viel war an einem Tage auf ihn eingestürzt. „Der Dube! der Dube!“ knirschte er, „und doch, wen klage ich an, bin ich nicht selbst Derjenige, der ihm mein Kind in die Hände lieferte?“

„Schauspieler ist sie geworden!“ seufzte er nach einer Pause, „wie werde ich sie wiederfinden?“

„Besser, schöner, glücklicher als jemals“, versicherte Schmig. „Gedulden Sie sich nur noch ganz kurze Zeit, dann reisen Sie zu ihr.“

Vivienne hatte bis spät in die Nacht hinein die Rückkehr seiner angebliehen Schwester mit den Mitteln, die ihnen die Flucht erleichtern sollten, erwartet. Als sie ausblieb, geriet er in große Unruhe und vermüthete seinen Leichtsinns oder seine Vorsicht, man konnte beide Lesarten anwenden, die ihn veranlaßt hatten, so lange zu warten und nicht auf alle Fälle das Hasenpanier zu ergreifen.

Ganz früh am anderen Morgen lief er zu dem Grafen Falkenburg und ließ sich auch durch die Ver-

sicherung des Dieners, daß sein Herr noch im Bette liege, nicht abweisen. Betheuernd, er habe Dinge von der höchsten Wichtigkeit mit dem Grafen zu sprechen, drang er in dessen Schlafzimmer.

Beim Geräusch der sich öffnenden und wieder schließenden Thür fuhr der Graf auf und erkannte beim Scheine des durch die halb geöffneten Vorhänge fallenden Morgenlichtes Vivienne.

„Was zum Teufel sieht Sie an, daß man jetzt selbst im Bett keine Ruhe vor Ihnen hat?“ fuhr er ihn an.

„Claire ist gestern nicht zurückgekommen“, kuschelte Vivienne.

„Was thut das?“ fragte Falkenburg phlegmatisch.

„Was thut das?“ wiederholte Vivienne heftig.

„Der Boden brennt mir unter den Füßen, ich will fort, muß fort.“

„Glückliche Reise, mein Bester, ich halte Sie durchaus nicht.“

„Ich habe aber kein Geld.“

„Da leiden wir an einem gemeinschaftlichen Uebel, dem unsere schöne Freundin in Reina hoffentlich abhelfen wird. Nur darum willigte ich ein, daß Claire zu ihr fuhr; Ihre dummen Befürchtungen theile ich gar nicht.“

„Ich sage Ihnen, man ist uns bereits auf der Spur.“

„Gewiß, wir soll uns denn beargwohnen?“

„Das weiß ich nicht, ab wir werden beobachtet; ich bin ein alter Practicus.“

Politische Rundschau. Deutschland.

Bergendung von Staatsgeldern. Das Stöcker'sche Volk schreibt unter dieser Aufschrift:

„Sehr Mitglied des preussischen Hauses der Abgeordneten erhält bekanntlich täglich 15 Mk. Diäten. Diese Summe soll die Kosten des Aufenthaltes des Abgeordneten in Berlin decken. Unter diesem Gesichtspunkte sind die Diäten durchaus berechtigt. Aber auch nur unter diesem Gesichtspunkte. Einen Gewerkszweig soll der Beruf des Abgeordneten nicht darstellen. Das erscheint unbestreitbar. Dennoch giebt es in Preußen eine Einrichtung, die den Abgeordneten Staatsgelder in den Schooß wirft, ohne daß diese durch irgend eine Gegenleistung der Abgeordneten gerechtfertigt wäre. Die Abgeordneten erhalten die Diäten nämlich während der ganzen Dauer einer Sitzungsperiode, einerlei, ob sie in Berlin sind oder nicht, einerlei insbesondere, ob das Haus tagt oder vertagt ist. Sehr eigenartig bedient es sich, daß die Abgeordneten, die ihr Mandat (Auftrag) zum fortgesetzten „Schwänzen“ benutzen, am Schluß der Sitzungsperiode ruhig 1000 Mk. und mehr für ihr Nichtstun erhalten können. Man erinnert sich an den bekannten freiconservativen Grafen Gersdorff, der, nachdem er niemals zu den Sitzungen erschienen, sondern irgendwo im Auslande herumgereist war, sich nicht einmal selbst nach Berlin bemühen wollte, um die Diäten abzuholen, sondern einen anderen damit beauftragte. Eine Abstellung dieses Mißstandes wäre freilich nur möglich, wenn man eine Kontrolle über den Besuch der Abgeordneten einführen wollte, ähnlich wie sie in Paris für die Theilnahme der Mitglieder der Akademie an deren Sitzungen besteht. Eine so weitgehende Maßregel wollen wir inbesseren gar nicht einmal vorschlagen. Dringend notwendig erscheint uns dagegen eine Aenderung des unerbörten Verfahrens, wonach die Abgeordneten auch während der Vertagung des Landtages ruhig ihre Diäten fortbezogen. Das ist eine Bergendung von Staatsgeldern, zu der uns nicht die mindeste Veranlassung vorzuliegen scheint. Die auf diese Weise unnütz verausgabten Summen sind gar nicht so gering: Während der letzten Sitzungsperiode hat das Abgeordnetenhaus nicht getagt vom 26. November 1892 bis 16. Januar 1893, vom 22. März bis 11. April, vom 9. bis 30. Mai, vom 31. Mai bis 27. Juni, im ganzen 109 Tage. Während dieser Zeit sind an die 433 Abgeordneten täglich je 15 Mk. Diäten gezahlt worden, d. h. 707 955 Mk. Diese Summen haben die Herren Abgeordneten geschluckt, während sie ruhig in ihrer Heimath saßen und ihrem bürgerlichen Berufe nachgingen. Ganz annehmlich — für die Abgeordneten. Aber für die Staatskasse? Wir sind nun durchaus keine Unmenschen, die gleich mit unheilvoller Gedankens kommen. Wir wollen keine radicale Aenderung, sondern nur eine Beseitigung der schreiendsten Mißstände. Da die Abgeordneten während der Vertagung natürlich nach Hause reisen, so ist es recht und billig, daß ihnen durch die Hin- und Rückreise keine Unkosten entstehen. Man könnte freie Fahrt für die Fälle der Vertagung einführen. Da das vielleicht etwas umständlich ist, so läßt sich ein anderer Ausweg finden. Man lasse die Abgeordneten im Vertagungsstille einfach noch eine Zeit lang, höchstens zehn Tage hindurch, die Diäten fortbezogen. Werbet man diesen Vorschlag auf die vorige Sitzungsperiode an, so hätten die Abgeordneten während der 109 Tage, wo keine Sitzungen stattfanden, statt 707 955 nur 448 155 Mark erhalten. Immerhin hätte die Staatskasse auch bei dieser für die Abgeordneten so günstigen Lösung der Frage fast eine halbe Million gespart. Eine halbe Million ist bei dem riesigen Budget nicht viel. Aber sie zum Fenster hinauszumwerfen, dazu laßt unsere Finanzlage gerade nicht ein. Für die Regierung ist es ja nicht leicht, an dieser heiklen Frage zu rühren. Ihr kommt auf die gute Stimmung der Abgeordneten natürlich viel an. Und da in Selbstsachen die Gemüthslichkeit aufhört, so könnten die Abgeordneten leicht ungemüthlich werden, wenn man ihre

einträglichen Vorrechte beschneide. Aus der Mitte des Abgeordnetenhauses selbst heraus wird sich vermuthlich noch weniger eine Anregung zur Beseitigung der mißbräuchlichen Diätenpendung finden. Sache der öffentlichen Meinung und namentlich der Presse ist es, auch in diesem Punkte auf eine größere Sparsamkeit in der Verwendung öffentlicher Gelder zu dringen.“

Diese Ausführungen des Stöcker'schen Blattes verdienen allgemeine Beachtung. Wir sind damit in jedem Betracht einverstanden. — Die Mißwirtschaft des Censurlandtages, gebrandmarkt durch ein conservatives Organ, das ist auch ein Zeichen der Zeit.

Freue dich, Michel! Der „Reichs-Anzeiger“ vom 8. August veröffentlicht das Gesetz, betreffend die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres, datirt vom 3. August 1893. Nach diesem Gesetz, das der Bundestag-Reichstag mit der Zufallsmehrheit von sechzehn Stimmen dem deutschen Volke aufgehakt hat, dessen Mehrheit bei den Wahlen gegen die Vorlage sich ausgesprochen hat, wird die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres an Gemeinen, Befreiten und Ober-Befreiten für die Zeit vom 1. October 1891 bis 31. März 1899 auf 479 229 Mann als Jahresdurchschnittsstärke festgestellt. Sechzig Millionen jährlicher Mehr-Ausgaben, sechzig Millionen außerordentlicher Ausgaben, das ist eine herrliche Aussicht für die Steuerzahler. Und ist es nicht höhere Absicht, daß das Gesetz an dem Tage veröffentlicht wird, da in der Eichenheimer Gasse zu Frankfurt am M. im Palais des seligen Bundestages die deutschen Finanzminister ihre Tagung beginnen, auf der dem lammgeduldigen deutschen Volke die neuen Steuern für das neue Militärgesetz und noch etwas darüber bescheert werden sollen. Blutsteuer und Gutsteuer, freue dich, Michel!

Die „Reform“ des preussischen Fabrikinspectorats, die längst Nothwendiges kärglich und arg beschneidet, einführt, frant an einem schweren Schaden, der die „Reform“ zum großen Theile wieder aufhebt, sie belastet die Aufsichtsbeamten mit der Dampfkegel-Revision. Wir haben eben nur für Militärzwecke heidenmäßig viel Geld, bei Culturaufgaben muß deshalb geknert und geknauft werden. Die Verkopplung von Dampfkegel-Revision und Fabrik-Inspection erschwert und macht zum Theile zu nichts die socialpolitische Thätigkeit der Gewerbe-Aufsicht, den Arbeiter-schutz. Thut nichts, es wird fortgeworfen. Officiös wird gemeldet:

„In dem nächstjährigen preussischen Etat wird sich auch der Abschluß der Reorganisation des Fabrik-Inspectoratswezens vorfinden. Der Organisationsplan wurde im Etat für 1891/92 aufgestellt und seine Durchführung in den dazwischen liegenden Jahren genau in der Weise gefördert, wie sie ursprünglich beabsichtigt war. Es handelt sich jetzt nur noch darum, drei solcher Stellen zu schaffen, und zwar für Danzig, Erfurt und Hildesheim. Dagegen soll im letzten Jahre der Durchführung der Reorganisation die größte Zahl von Gewerbe-Inspectoren neuangestellt werden. Während im ersten Jahre 24, im zweiten 21 und im dritten 25 zur Anstellung gelangten, beläuft sich deren Zahl diesmal auf 27. Wenn die Reorganisation zum Abschluß gebracht sein wird, werden in der Fabrik-Inspection Preußens nicht weniger als 26 Regierungs-Gewerberäthe, 97 Gewerbe-Inspectoren und 40 Gewerbe-Inspection-Assistenten thätig sein. Mit der Reorganisation des Fabrik-Inspectorats wird auch die Neugestaltung der Dampfkegel-Überwachung beendet werden. Im Jahre

1894/95 hat die Ueberweisung der Kesselrevision an die Gewerbe-Inspection in den Regierungs-Bezirken Königsberg, Gumbinnen, Danzig, Marienwerder, Stettin, Köslin, Stralsund, Posen, Bromberg, Hannover, Hildesheim, Bielefeld, Stade, Ostpreußen und Kurisch, also in den Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen und Hannover zu erfolgen.

Wer Dampfkegel revidirt, muß sich vorher anmelden. Wer Fabriken inspiciert, soll unverhofft kommen. Bei der Größe der Aufsichtsbezirke kann aber nur ein kleiner Bruchtheil der Betriebe mehrmals besucht werden. Die Unternehmer können mit dem Doppelamt der Gewerbe-Inspectoren zufrieden sein.

Aus dem Reiche des Herrn v. Stephan. Großartige Zustände müssen im Elsaß herrschen. Im Vorraum des Postamtes zu Kolmar ist, wie das „Elz-Tagbl.“ mittheilt, folgende Bekanntmachung ausgehängt:

„Für jede durch einen Hund verursachte Verunreinigung ist dem mit der Reinigung beauftragten Unterbeamten vom Eigentümer eine Entschädigung von 50 Pf. zu zahlen. Wird die Zahlung verweigert, oder wird der Hund von seinem Besitzer verlegt, so soll das Thier eingekerkert und, falls dies nicht gelingt, auf andere Art unschädlich gemacht werden. Zu letzterem Zweck ist den diesseitigen Unterbeamten eine scharfgeladene Schußwaffe eingehändigt worden, von der innerhalb des Gebäudes Gebrauch gemacht werden darf.“

Es scheint, daß die Kolmarer Hunde eine besondere Vorliebe für den Schalteraum des Postamtes haben. Es wäre doch einfacher, daß ein Unterbeamter keine Kister in das Postgebäude hineinlasse, wenn die Verunreinigung des Schalteraums durch Hunde zur ständigen Regel geworden ist. Der mit der Jagdgerechtigkeit auf Hunde und mit einer Schußwaffe ausgestattete Unterbeamte muß auf seine Würde als Jagdherr nicht wenig stolz sein. Von einem anderen Gesichtspunkte dürfte die vorgesehene Oberpostbehörde die Bekanntmachung beurtheilen.

Einen satirischen Willkommenegrüß widmet die „Frankfurter Zeitung“ dem gestern dort im Sitzungs-saale des seligen Bundestages in der Eichenheimer Gasse zusammengetretenen „Congreß“ der Finanzminister der deutschen Bundesstaaten, die sich sich die Aufgabe gestellt haben, das Finanz- und Steuerwesen des Reiches zu „reformiren“. — Es sind — schreibt das Frankfurter Blatt — nicht gerade freundliche Erinnerungen, die das seit 1866 verwaiste historische Local erweckt, es ist auch nicht gerade ein freudiges Vorhaben, das die Herren nach der alten ehemals freien Reichstadt am Main führt. Mancher trübe und betrübende Entschluß wurde in diesem Sitzungs-saale schon gefaßt, aber Fragen wie die heutigen standen in ihm nie zur Erörterung. Wo einst die Kleinstaaterei ihr Wesen trieb und die Demagogen-Berfolgungen zur Freude der Kreuzzeitungs-Mitter etabliert waren, wird jetzt bei Heller und Pfennig festgestellt werden, was unter der Flagge einer „Finanzreform“ vom Reichstag an neuen Steuern gefordert werden soll. Zwar sind es große Pläne, die hier vor den Herren am grünen Tisch aufgebaut werden, aber es handelt sich dabei nicht um eine Größe, die erwärmt oder erhebt. Die „Erhebung“, die dabei in Frage kommt, verstimmt vielmehr und drückt herab. Denn ihr Organ ist der Steuerbote und ihr Effect drückt sich in der Mehrbelastung des Volkes aus. So wird

„Ein altes Weib sind Sie. Es hat mit den Wechseln nicht die geringste Gefahr, der Baron wird sie für die feinsten halten und bezahlen.“

„Und wenn er die Fälschung erkennt?“

„So weiß er immer noch nicht, von wem sie ausgegangen sind.“

„Das wird man auch entdecken.“

„Möglich, mein Lieber, ich habe deshalb auch gar nichts dagegen, daß Sie sich salbiren. Auf mich wird kein Verdacht fallen, auch habe ich die Wechsel weder gefälscht, noch ausgegeben.“

„Aber das Geld dafür eingestekt!“ rief Vivienne mit dem Fuße stampfend.

„Das beweisen Sie mir erst.“

„Ho, ho!“ rief der Franzose, „meinen Sie, mein Herr Graf, Sie wollten das Spiel von Rom wiederholen? Bei mir sollen Sie sich verrechnen haben. Was ich ins Suchthaus, so geschieht es in vornehmer Gesellschaft!“

„Schweigen Sie und entfernen Sie sich, damit ich aufstehen kann.“

„Ich hindere Sie nicht daran, aber das sage ich Ihnen, ich gehe Ihnen, bis Claire zurück ist, nicht wehr von den Herjen, ich bin kein Schmitz, den Sie in römischen Kerker sterben und verderben lassen können.“

In diesem Augenblicke trat der Diener ein und meldete, es wären zwei Herren da, welche den Herrn Grafen durchaus sprechen wollten und sich nicht abweisen ließen. Sie wären in dem Salon und wollten

dieselbst so lange warten, bis der Herr Graf aufgefunden sei.“

„Wer sind sie?“

„Ich kenne sie nicht.“

„Bitte sie in einer Stunde wiederzukommen.“

Der Diener ging, kehrte aber sogleich zurück.

„Die Herren sagen, sie wollten warten, sie wären alte Bekannte von Euer Gnaden, Sie möchten deshalb nur im Schlafrock kommen.“

„Das Scheinen ja tolle Jungen“, sagte der Graf, „da muß ich nur aufstehen, waßt kommen sie mir am Ende noch an's Bett und ich halte heute Leber wie die Könige von Frankreich.“

„Wenn's nur keine Gerichtsbeamte sind“, flüsterte ihm Vivienne zu.

Der Graf fuhr zurück, sagte sich aber gleich wieder. „Ihre Furcht ist wahrhaft kindisch. Treten Sie in's Nebenzimmer.“

Vivienne ließ sich das jetzt nicht nochmals sagen. Er trat in's Nebenzimmer und wollte von dort durch eine auf den Vorjaal führende Thür entflühen, lief aber einem davortretenden Manne gerade in die Hände. Ohne ein Wort zu sagen, ergriff dieser ihn beim Arm und führte ihn durch eine andere Thür wieder hinein und in den Salon. Zu seinem namenlosen Schrecken erkannte er in den beiden daselbst befindlichen Herren den Baron von Reina und Schmitz, den Todgeglaubten, dessen Schatten er erst vor wenigen Minuten dem Grafen als ein drohendes Gespenst heraufbeschworen hatte.

Fast gleichzeitig mit ihm erschien in der anderen Thür der Graf. Er hatte sich in einen türkischen Schlafrock gehüllt und trug einen Fes auf dem Kopfe. Der Baron trat ihm ein wenig entgegen, Schmitz aber stellte sich so, daß er ihm nicht sogleich in's Gesicht sehen konnte.

„Herr Baron v. Reina! Welche Ueberraschung!“ rief der Graf. „Verzeihen Sie dies Deshabillé; Ihr Ruf klang aber so categorisch.“

„Meine Angelegenheit ist auch eine sehr dringende.“

„Es ist in Ihrer Familie doch kein Unglück geschehen?“

„Nein“, versetzte der Baron kalt, „ich bin vielmehr von einem großen Unglück erlöst worden, doch davon später. Zuvörderst handelt es sich um eine Anzahl von Wechseln, die man mir zur Honorirung vorgelegt hat. Dieselben sind gefälscht.“

„Nicht möglich. Darf man sie sehen?“ fragte der Graf.

„Gern“, erwiderte der Baron und hielt ihm die Papiere hin, hütete sich aber wohl, sie aus der Hand zu geben.

„Und wie kann ich Ihnen dabei dienen?“ fragte Falkenburg noch immer ganz ruhig und kühl.

„Man sagt mir, Sie wären der Urheber dieser Papiere nicht fremd.“

„Herr, wer wagt, wer erkühnt sich, das zu behaupten?“ fuhr Falkenburg auf.

„Ich!“ antwortete Schmitz, drehte sich um und trat langsam näher.

(Fortf. folgt).

Frankfurt a. M. in den nächsten Tagen die gespannten Blicke aus dem ganzen Reiche auf sich concentriren, aber aus diesen Blicken wird wenig Freude und viel Verdruss abzulesen sein. Es ist gut, wenn die Herren Finanzminister sich die Natur dieser Spannung gegenwärtigen, ehe sie den gewaltigen Dohrer, mit dem die neuen Steuerquellen bloßgelegt werden sollen, in Bewegung setzen. Vielleicht gesehen sie sich alsdann doch noch ein, daß es wohlgehan ist, nicht tiefer zu bohren, als es die stricteste Nothwendigkeit erheischt. Was ihr Thun und Vorhaben anbelangt, so ist es unmöglich, den Herren ein freundliches „Willkommen“ zu rufen.

Es ist nothwendig, vor Allem des Werkes zu gedenken, das in unseren Mauern vorbereitet werden soll, um späterhin von den Vertretern der Nation gewürdigt zu werden. Steuererhöhungen gehören nie zu den Dingen, durch die beim Volke Begeisterung erweckt werden kann, sie haben an sich die schärfsten Bedenken gegen sich, wenn sie in eine Zeit wirtschaftlicher Depression fallen und wenn Zwecke durch sie erreicht werden sollen, die in keinem nothwendigen Zusammenhang mit ihnen stehen. Beides ist diesmal der Fall. Der Niedergang unseres Wirthschaftslebens hält eine ungewöhnlich lange Zeit an und wenn sich in letzter Zeit die Anfänge kleiner Besserungen zeigten, die um so angenehmer empfunden wurden, als im Vorjahr die Choleraepidemie den Niedergang besonders grausam gestaltete, so werfen der in voller Festigkeit wüthende Zollkrieg und die Futternoth uns wieder auf lange Zeit zurück. Die tiefen Wunden, die der Nationalwohlstand hierdurch erleidet, müssen ihre Schatten auch über das Bundestags-Palais ausbreiten, sie heischen gebieterisch Berücksichtigung, so hier, als später im Reichstag, ohne dessen Zustimmung die jetzt gefaßten Beschlüsse null und nichtig sind. Das zu bedenken, ist grade die Sache der einzelstaatlichen Vertreter.

Die Reichsregierung scheint sich nicht entschließen zu können, den Weg einzuschlagen, den ihre Versprechungen ihr vorschreiben, um auf directem Wege eine genau zu berechnende Vertheilung nach der „Tragfähigkeit“ einzuführen. Die Stimmen werden aber immer seltener bei uns, die der indirecten Besteuerung noch das Wort reden. Diese Art der Belastung wird nachgerade überall unerträglich gefunden, besonders von den ärmeren Volksschichten, die vorzugsweise durch sie betroffen werden. Es ist mehr als ein Zeichen der Zeit, es ist ein Beweis für die Umwandlung der Denkart, daß eben jetzt katholische Socialpolitiker sich der Forderung nach directen Steuern anschließen. Die Socialpolitik hat hier überhaupt ein ernstes Wort mitzureden. Es ist durchaus nicht gleichgültig, ob durch hohe Besteuerung eines einzelnen Industriezweiges die schwachen Existenzen im Concurrenzkampf abermals beeinträchtigt oder gradezu „eliminiert“ werden und wir so zu Privatmonopolen des Großcapitals gelangen, oder ob durch directe Belastung Licht und Schatten für alle Existenzen gleichmäßig vertheilt werden. Der Staat, der durch seine Steuerpolitik zum mächtigsten Förderer der socialen Zermalmung wird, stellt sich in eine Linie mit dem Selbstmörder, er darf sich nicht wundern, wenn die sociale Befreiung

riesengroße Fortschritte macht und ihm schließlich selbst zum Verderben wird. Es wäre erstaunlich, wenn im Saale des seligen Bundestags dies „Mene tekel“ nicht in den nächsten Tagen deutlich an den Wänden erscheinen sollte!

Welche Lust Soldat zu sein. Am 14. Juli e. lag der zum Schwimmlehrer bestellte Unteroffizier Lembke in Rostock seiner Beschäftigung ob und hatte u. A. auch den Füsilier Horn von der 4. Compagnie an der sogenannten Angel, der die ihm zugerufenen Tempos eine Viertelstunde lang ausführen mußte; für einen des Schwimmens Unkundigen, dem die vorschrittmäßigen Bewegungen im Wasser ungleich schwerer fallen und in Folge dessen erschöpfender wirken, als bei einem Schwimmer, immerhin lange genug. Während dieser Procebur hat der Schwimmlehrer die an der Angel befindliche Stange in den Händen, und die am oberen Ende der letzteren durch einen Ring laufende Leine, an welcher der im Wasser „Spattelnde“ befestigt ist, soll vorschrittmäßig am Oberarm des Schwimmlehrers festgebunden sein. Nachdem der Füsilier Horn seine Zeit „abgewürschelt“ hatte, ließ der Unteroffizier, der dem Erschöpften zur Wiedererlangung festen Bodens behilflich sein sollte, die Stange nebst Leine, welche letztere jedenfalls nicht befestigt war, ins Wasser fallen, und der Füsilier sank unter. Anstatt nun, wenn wirklich ein zufälliges Entgleiten der Stange und des Strickes, wie der Schwimmlehrer behauptet, vorgekommen ist, dem Ertrinkenden sofort nachzuspringen, setzte sich unser Held in aller Gemüthsruhe auf das Sprungbrett. Die dort noch anwesenden schwimmkundigen Kameraden und der Ober-Schwimmlehrer, die die Gefahr erkannten, sprangen darauf dem Sinkenden nach und beförderten ihn mehr todt als lebendig an die Oberfläche und aufs Trockene. Nach einer halben Stunde erholte sich Horn so weit, daß er dem Unteroffizier Vorhaltungen machen konnte über sein Verhalten. Dieser antwortete ihm, „er solle nur das Maul halten, sonst müsse er noch mal wieder in das Wasser.“ Von zwei Kameraden gestützt, wurde darauf Horn nach der etwa eine Stunde entfernten Kaserne in der Ulmenstraße geschleppt. Hier machte sein Zustand die Ueberführung ins Lazareth nothwendig, wo er zwölf Tage verbleiben verbleiben mußte, um den an seiner Gesundheit erlittenen Schaden einigermaßen wett zu machen. Als Horn darauf zur Beschwerdeführung bei dem Feldwebel erschien, wurde er mit den Worten zurückgewiesen, „er (der Feldwebel) könne dabei nichts machen, denn dem Lembke sei die Stange „zufällig“ aus der Hand gefallen“ und — fügen wir hinzu — er hätte Horn auch jedenfalls „zufällig“ ertrinken lassen, wenn dessen Rettung nicht durch andere Personen erfolgt wäre. Das bewirkt, sagt treffend unser Bruderorgan, die „Mecklenburgische Volks-Zeitung“, die mit dem „Drill“ verbundene und gepflegte „Erziehung“ in den „Feriencolonien“, die jedes menschliche Gefühl er-

Aus Mainz wird der „Frankfurter Zeitung“ gemeldet, daß die auch von uns gebrachte Nachricht, Kapellmeister Kern sei wegen Majestätsbeleidigung zu acht Jahren Zuchthaus verurtheilt worden, unrichtig sei. Die Sache schwebt noch.

Die gestern Abend erlassene „Post“ meldet in einem Wiesbadener Privat-Telegramm: „Das militärgewaltige Urtheil gegen den wegen Majestätsbeleidigung angeklagten Militär-Kapellmeister Kern, das auf acht Jahre Zuchthaus lauten soll, bedarf noch der Bestätigung des Kaisers. Frau Kern ist gestern Abend nach Berlin gereist, um Gnade bei dem Kaiser zu erbitten.“ Das Urtheil wäre demnach gesprochen, und wenn man nach den bisherigen Erfahrungen urtheilen darf, wird es auch vollstreckt werden.

Die Kohlen- und Eisenbarone treten, wie wir schon meldeten, als „Gutachter“ über die gewerbliche Sonntagsruhe am 20. September in Berlin zusammen. Die Arbeiter aber aus den Erzgruben, Khlengruben und Hüttenwerken sollen — durch die Gewerberäthe, wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ berichtet, vernommen werden. Hier beliebt die Reichsregierung das mittelbare Verfahren, mit den Unternehmern verkehrt sie dagegen direct. Warum werden nicht freie gewählte Vertrauensleute der Arbeiterchaft dieser Erwerbszweige gleichfalls zur Begutachtung nach Berlin berufen, um Aug' in Auge den Großindustriellen und Geheimräthen die Wahrheit über diese wichtige Frage zu sagen? Zweierlei Maß wird also wieder einmal angewendet. Wie wollen die Gewerberäthe eine sachliche Erhebung veranstalten? Wer bezeichnen ihnen die zu vernehmenden Arbeiter? Werden alle Betriebe berücksichtigt? Will unsere Bureaucratie, stets gefällig dem Großcapital, die auf die lange Bank geschobene Frage der gewerblichen Sonntagsruhe denn völlig verhungern? Wenn nun einmal eine gute Erhebung von Reichswegen nicht durchgeführt wird, so wie sie England und Nordamerika haben, weshalb wird dann nicht den Arbeitern dasselbe zugestanden, wie den Unternehmern? Warum hier eine Vormundschaft für nothig halten? Man überlasse nur der Arbeiterchaft die Auslese ihrer Vertrauensleute! Die Erwählten, fern von der Aufsicht der Hütten- und Grubenherren, werden unabhängig frisch von der Leber sagen, was sie drückt. Die künstliche Auslese, die von den Industriellen und den durch sie berathenen Bureaucraten geübt wird, schadet nur.

Die Antisemiten unter sich. In den „Dressener Nachrichten“ schreibt Dr. Bohan, dem Herr Ahlwardt kürzlich zu einer Oration verholpen hat, über diesen seinem antisemitischen Mitkämpfer Folgendes:

„Der jüngst zu äppigster Blüthe gediehene Typus des entarteten Antisemitismus ist der Ahlwardtismus, der leider bei der leichtgläubigen, urtheilslosen Menge in letzter Zeit so erstaunliche Erfolge erzielt hat. Bei dem Ahlwardtismus und den verwandten Richtungen tritt an die Stelle der reinen Begeisterung für die Idee der schwärmerische Cultus zweifelhafter Persönlichkeiten, die, wie Ahlwardt, um des Eigennuzes willen, um einen früheren Schiffbruch wett zu machen, mit der frechen Miene eines Diebemannes und ausgerüstet mit einem reichen Maß demagogischer Kräfte den dunklen Instincten der Massen zu schmeicheln verstehen.“

„An welchen Abgrund sind große Massen unseres Volkes bereits geführt, daß sie einem Ahlwardt zulassen und zulaufen — einem Manne, der dem Juden Mischel als Agent gegen Provision für Orden- und Lützjäger diente, der einst vor einem christlich-jüdischen Confortium, welches ihn aus der finanziellen Klemme reißern wollte, den heiligen Schwur ablegte, daß er allezeit den Antisemitismus als eine schmachvolle Bestrebung verdammen werde, der

Auf diese Weise wurde denn der falsche Martin Guerre Herr im Hause seines ehemaligen Kameraden und lebte mit dessen Frau jahrelang ungestört zusammen.

Im Laufe der Zeit wurde aber der Dheim des Abwesenden durch verschiedene Eigenthümlichkeiten seines vermeintlichen Neffen sngig gemacht, er beobachtete ihn längere Zeit argwöhnisch und kam auch bald zu der Ueberzeugung, daß sie Alle von einem gewöhnlichen Betrüger hinters Licht geführt seien. Die hintergangene Gattin machte nun der Justiz selber Anzeige von dem Betrüge.

Eine strenge Untersuchung wurde angestellt. Der falsche Gatte vertheidigte sich sehr schlau und jammerte vor den Richtern, daß er eine so lieblose Frau und so böswillige Verwandte hätte. Insbesondere suchte er den Dheim von Martin Guerre anzuschwärzen, sagte aus, daß es dieser persönlich auf ihn abgesehen habe und nur Rache an ihm nehmen wolle. Er erzählte seine ganze Lebensgeschichte, die Ursache seiner langjährigen Abwesenheit und legte Rechenschaft ab von dem Leben, das er in der Fremde geführt hatte. — Er stellte den Antrag, Bertrand in einem Hause abzusondern, wo sie von den böswilligen Verleumdungen ihrer Verwandten befreit wäre, und wo sie sich von der Wahrheit seiner Aussagen überzeugen könne.

(Schluß folgt.)

Der falsche Gemann.

Unter den großen Processen des Mittelalters giebt es einen, der durch seine Eigensart eine ganze Anzahl Geschichtsschreiber veranlaßt hat, ihn in ihren Werken zu erwähnen und die Geschichte von dem „falschen Martin Guerre“ ist in der That so interessant, daß wir in Kürze die Thatfachen dieses seltsamen Processes wiedergeben wollen.

Im Jahre 1540 wohnte in Artigat, einem Dorfe in Languedoc in Frankreich, ein schönes Mädchen, Bertrand de Nols, einer wohlbegüterten Bauernfamilie entstammend. Ein Jüngling aus Andans im Baskenlande, der sie einst erblickte, verliebte sich in sie, hielt um ihre Hand an und verheiratete sich mit ihr. Fünf Jahre lang lebten sie glücklich zusammen, bis eines Tages Martin Guerre in Folge eines Streites mit seinem Schwiegervater das Dorf verließ, ohne von seiner Frau Abschied zu nehmen oder ihr zu sagen, wohin er sich begeben wolle.

Später erfuhr man, daß er zuerst nach Spanien gegangen war und dann nach den Niederlanden, wo er im Heere Karl V. Dienste nahm.

Acht Jahre hindurch hörte Bertrand nichts von ihrem Manne und man nahm allgemein an, daß er im Kriege gefallen sei.

Eines Abends, als Bertrand zu Hause war und zufällig Besuch hatte von dem Onkel und einer

Schwester ihres Mannes, hörten sie draußen vor dem Hause auf einmal einen großen Lärm und die Ausrufe: „Er ist da! Er ist da!“ Das halbe Dorf umringte einen Mann, den Bertrand sofort als den ihren wiedererkannte. Sie warf sich in seine Arme und auch die Schwester und der Dheim umarmten den Heimgekehrten, indem sie ausriefen: „Das ist Martin! Himmel, wie ist das möglich!“

Und der Neuankommene sagte: „Ja, ich bin Martin und bitte Euch um Verzeihung, daß ich Euch verlassen habe; nun will ich immer hier bleiben.“

Nicht nur die Dorfbewohner hatten ihn erkannt, auch seine Frau und seine Verwandten hatten keinen Augenblick gezögert, ihn an ihr Herz zu drücken — und doch war dieser Mann keineswegs Martin Guerre.

Es war ein gewisser Armand du Tilh, ebenfalls im Baskenlande geboren. Gleich Martin Guerre hatte er bei dem spanischen Heere in den Niederlanden Dienste genommen und war in Antwerpen mit diesem bekannt geworden. Als Landsleute hatten sie schnell Freundschaft miteinander geschlossen und Martin, der ihm seine Lebensschicksale erzählte, hatte ihn dabei auch mit den intimsten Einzelheiten seines Lebens bekannt gemacht.

Zwischen Beiden bestand eine erstaunliche Aehnlichkeit und diese war es, die Armand auf den Gedanken brachte, aus derselben Nutzen zu ziehen, was er mit um so größerer Sicherheit ausführen konnte, als ihm sein Gefährte gesagt hatte, daß er nie mehr nach seinem Heimatdort und zu seiner Frau zurückkehren werde.

wiederholt nachweislich sein Ehrenwort gebrochen hat, der bei dem socialdemokratischen Jubel Singes zum Vortrage gemacht, der wiederholt Gefängnisstrafen verbüßt und noch zu verbüßen hat, der vor den Augen von ganz Europa in Reichthum als ein berufsmäßiger Verleumder in seiner ganzen Blöße entlarvt worden ist! Ein solcher Kerl mag es, unter dem freirechtlichen Verfallsgesetz von Lehren, die sich Antikonten nennen, einen Liebermann von Sonnenberg einen Judenstich, einen Verräther zu nennen. Und von einem solchen Lump glaubt man, daß er sich noch häuten und ein anständiger Mann werden kann. Bödel hat in einer Berliner Versammlung große Hoffnungen auf die Besserung Abwardts gehabt und auch in einer Dresdener Antikontenversammlung hat man der Ruversicht Ausdruck gegeben, daß sich der Vertreter von Friedeberg-Marswalde immer mehr zu einer „annehmbareren — Schlange“ häuten werde! Gegen jüdische Corruption will Abwardt kämpfen und doch ist er, seitdem ihm die Larve vom Gesicht gerissen worden ist, verächtlicher als irgend eine Giftpflanze, die je auf dem Beete dieser Corruption emporgeschossen ist.

Es ist eine heuchlerische Lüge, wenn Jemand behauptet, nichtig ein Anhänger Abwardts und ein Königstreuer Deutscher zu sein und jeder ehrenwerthe Reformator, der es mit seiner Sache gut meint, sollte Denjenigen auf den Mund schlagen, der es fertig bringt, nach einem Hoch auf Abwardt ein solches auf Sr. Majestät den König auszubringen und „Deutschland, Deutschland über Alles“ zu singen.

Ueber das Collegienchwänzen hat Professor Schmoller in seinem Schlußcolleg folgende Bemerkungen gemacht, die sich gegen die Couleurstudenten richten. Die Bemerkungen sind zutreffend. Aber wen trifft die Schuld, daß Frühshoppentrinken, Paulen und andere schädliche Auswüchse des akademischen Lebens so äppig gedeihen? Professor Schmoller sagte: „Es bleibt mir noch übrig, den zahlreichen Herren, die bis heute meine Vorlesung mit so viel Fleiß und Aufmerksamkeit gehört haben, meinen Dank auszusprechen. Es versteht sich, daß ich diesen Dank nur auf Sie beschränke, nicht auf die ausdehne, die das Semester über geschwänzt haben und heute nur erscheinen, um sich ein Testat geben zu lassen, mit dem sie später die Examenbehörde täuschen wollen. Meine Herren! Ich bin damit weit entfernt, jeden tabeln zu wollen, der Vorlesungen schwänzt. Vor allem die älteren und fleißigen Leute, in denen ein lebendiger Wissenstrieb erwacht ist, die viel lesen, zu Hause arbeiten, sie können oft ihre Zeit besser verwenden, als zum Hören von Collegien. Was mich schmerzt, ist nur die Thatsache, daß so viele Studirende zwei bis drei Jahre überhaupt nichts thun, nichts lernen, als Bummeln und Faulenzen. Ich habe auch gar nichts dagegen, daß die Jugend sich mal austobe, einige Tollheiten mache. Aber zwei bis drei Jahre in continuo nichts thun, das wird sonst in der ganzen Welt keinem Erwachsenen gestattet, das kommt in keiner anderen Carrière vor; das hat in keinem Erziehungssystem der Welt sonst einen Platz. Wer zwei bis drei Jahre nur faulenzet, Frühshoppentrinkt, Comment lernt, sich einem trägen Genussleben ergiebt, der muß körperlich und geistig zu Grunde gehen. Aus dem kann nur ausnahmsweise später noch etwas werden. Nun kann man sagen, es sind ja nur einige! Und gottlob giebt es viele bessere Elemente. Ich klage auch keineswegs, ich habe nie zu klagen gehabt über leere Auditorien; von 200 bis 300 sind fast stets über die Hälfte, oft aber zwei Drittel vorhanden, und das ist lange genügend, um mit Freude und Genuss zu dociren. Aber der Procentsatz der Faulenzer ist doch zu groß. Er macht mir Kummer, nicht wegen meiner, sondern weil ich an die Zukunft denke, weil ich mich frage, ob unser Beamtenstand des großen und schweren Aufgaben gewachsen sein wird, den wir entgegen gehen, ob er überhaupt in Charakter, Bildung und Wissen nicht zurückgeht. Und für diese Fragen ist das Entscheidende, was der Student auf der Universität getrieben und gelernt hat. Wir dürfen nicht so viele Referendare, Assessoren, Richter, Landräthe und Geheimen Räte haben, die nichts auf der Universität gelernt haben, als die Außerlichkeiten und Genüsse des Studentenlebens. Unsere feststehenden und gebildeten Klassen fügen den Aft ab, auf dem sie sitzen, wenn sie einem Drittel ihrer Söhne derartige gestatten. Ich vermisse diese Art ferner nicht in meinem Colleg, ich fühle mich in viel besserer Gesellschaft, wenn sie nicht da sind. Aber die Zukunft des Vaterlandes macht mir Sorge. Unter den Fehlern aristokratischer Gesellschaftsklassen sehen stets die frivolen Ausschreitungen der heranwachsenden Generation, die vollends in materialistischer Zeit nur genießen, patent und schneidig auftreten und nichts arbeiten will, in erster Linie. Nichts erbittert mehr, als ein solches Treiben. Oft hat es in der Geschichte den Anlaß zu Umwälzungen gegeben. Nicht also um die harmlose Frage, ob der Student einmal mehr oder weniger schränke, handelt es sich, sondern um das geistige und sittliche Niveau unserer Beamten, unserer Lehrer, unserer führenden Kreise überhaupt, um die Zukunft des preussischen und deutschen

Staates. Und weil mir die am Herzen liegt, habe ich mir gestattet, Ihnen gegenüber zum Schlusse mei Herz auszusprechen. Die Studenten sollen wenigstens wissen, daß es unter den akademischen Lehrern welche, wahrscheinlich sehr viele giebt, die dieser Frage nicht gleichgültig gegenüber stehen.“

Möge doch Herr Professor Schmoller seinen Einfluß ausbieten, daß das Corpssystem aufgehoben wird, welches der Völlerei, der Raufucht und dem Nichtsthun Vorschub leistet. Dann würde es viel weniger Tageliebe auf den Universitäten geben.

Wer begnadigt wird? Aus Eisenach wird berichtet: Voriges Jahr im September wurde der Bildhauer H. Bauer, Sohn des Professors Bauer von hier, wegen Nothzucht und Sittlichkeits-Vergehens in mindestens sechs Fällen, begangen an Mädchen unter 14 Jahren, in nichtöffentlicher Sitzung der Strafkammer des Landgerichts zu 3 Jahren Gefängnis und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf 5 Jahre verurtheilt. Derselbe ist jetzt vom Großherzog begnadigt worden unter der Voraussetzung, daß er nach Rußland auswandere. Die Strafe war die geringste, die auf das begangene Verbrechen steht.

Ausland.

England.

Der Anstand der Grubenarbeiter. Mit Ausnahme einiger kleiner Zwischenfälle verläuft der große Streik ohne Ruhstörungen, die Kohlenpreise sind bereits am 5 bis 6 Schilling pro Tonne gestiegen und werden voraussichtlich noch weiter steigen, da der Begehr nach Kohle, besonders unter den Fabrikanten, ein sehr großer und eine irgendwie bedeutende Kohlenzufuhr vom Continent nicht zu erwarten ist. Da eine Anzahl größerer Grubenbesitzer vorgeschlagen hatte, daß die Kündigungen unter der Bedingung zurückgezogen werden sollten, daß die Arbeiter nicht eher eine Lohnerhöhung verlangen sollten, bis die Kohlenpreise dieselbe Höhe wie im Jahre 1891 erlangt hätten, so wurde von einer, am Mittwoch, den 2. August, in London, unter dem Vorsitz des Parlamentsmitgliedes Picard abgehaltenen Versammlung der Executives des Bergarbeiterverbandes beschlossen, auf einer am 22. d. Mts. einzuberufenden Konferenz den Vorschlag der Grubenbesitzer in Erwägung zu ziehen. Sollte der Vorschlag angenommen werden, so dürfte der Streik bald sein Ende erreicht haben, da die anderen Gruben dann nachgeben müssen. Die Kohlenvorräthe werden wohl bis zu der Zeit zu erhöhten Preisen und vielleicht noch zu höheren als im Jahre 1891 aufgeräumt sein. Es wird sich dann herausstellen, in wie weit die steinreichen Grubenbesitzer den Arbeitern in Betreff der Lohnerhöhung entgegenkommen werden. Vorläufig stecken sich diese armen Millionäre den durch den von ihnen provocirten Streik erzielten Gewinn, der wahrlich kein kleiner ist, in die Tasche, und die Arbeiter sollen zufrieden sein, wenn sie wieder angestellt werden. Vielleicht wird sich aber die Arbeiterschaft unter der Führerschaft des erfahrenen Arbeiterdeputirten Picard härter erweisen, als die „schlaunen“ Grubenbesitzer.

Heroische Aufopferung einer Mutter. Mary Ann Brookmann, eine 57-jährige Wittwe, eine sehr arme Frau, welche in Folge von Krankheit sich auch nicht das geringste verdienen konnte, lebte mit ihren Kindern in drückendster Armuth und nur der Verdienst ihres 17-jährigen Sohnes diente zum alleinigen Unterhalt. Derselbe arbeitete in einer Fabrik und erhielt wöchentlich einen Lohn von 12 Mark, welchen Betrag er der Mutter jeden Sonnabend übergab. Die Mutter gab dem Sohne 1 Mark davon zurück, von dem übrigen Gelde zahlte sie die Miete mit 5 Mark pro Woche, so daß sie mit 6 Mark den Unterhalt für sich und die Familie bestreiten mußte. Die Mutter starb plötzlich und die über sie abgehaltene Leichenjury brachte ans Licht, daß sie buchstäblich verhungert war, um ihre Kinder vor dem Hungertode zu bewahren. Wie der brave Sohn der armen Frau ausjagte, hatte seine Mutter sich das Essen vom Munde abgedarbt, damit ihre Kinder nicht zu hungern brauchten. Allmählig sei sie zum Skelett abgemagert und obgleich sie die Möbeln und allen Rath nach und nach verlegt habe, so habe sie doch nie Geld genug gehabt, um sich genügende Nahrungsmittel zum Essen kaufen zu können. Marie Cable, eine Hausgenossin der Verstorbenen bekräftigte die Aussagen des wackeren Jungen vollständig und Dr. J. Russell, der die Leichenobduction vorgenommen hatte, sagte aus, daß die bedauernswerteste Frau bis zum Gerippe abgemagert gewesen sei und in unbeschreiblicher Armuth gelebt habe. Als Todesursache gab er Entbehrung und Diarrhoe an, in Folge dessen die Jury denn auch erkannte, daß die Frau eines natürlichen Todes gestorben sei, wozu der Coroner

bemerkte, das Verdict, obgleich dem Befehle gemäß richtig, sei eine Anomalie, da die Frau ohne Zweifel verhungert sei. Der Fall hat großes Aufsehen erregt und Menschenfreunde haben dem Coroner Geld für die verwaisten Kinder geschickt, damit für sie gesorgt werde. Würde man bei uns ein so nothwendiges Institut der Leichenschau einführen, dann würde man erfahren, wie tief das Elend in der arbeitenden Bevölkerung liegt. Aber das ist ja eben, was die heutige Gesellschaft nicht wissen will. —R.

Rußland.

Die Notiz der „Nowoje Wremja“ über neue Zollverhandlungen zwischen Deutschland und Rußland ist von dem „Wolffschen Telegraphen-Bureau“ am vorigen Sonntag nicht vollständig wiedergegeben worden. Dieselbe lautet nämlich folgendermaßen:

Wir wissen aus zuverlässiger Quelle, daß nach den letzten Maßregeln der russischen Regierung in Betreff der Erhöhung der Zölle auf deutsche Waaren, die deutsche Regierung die russische benachrichtigt hat, daß sie von Unterhandlungen in Betreff eines Handelsvertrags nicht Abstand nehmen und vorschlag, diese am 1. October neuen Stillaufzunehmen. Die russische Regierung benachrichtigte die deutsche durch einen Courier, daß sie ihrerseits diesen Vorschlag annimmt, und als ihre Delegirten den Bicedirector des Departements für Handel und Manufactur B. Timirjasew, den Bicedirector des Zolldepartements R. Sabujin und unseren Agenten des Finanzministeriums Paris Herrn Rajalowski ernannt, behufs Abschlusses eines Handelsvertrages. Hierbei fügte die russische Regierung hinzu, daß sie bereit ist, diese Unterhandlungen auch vom 1. October zu beginnen, allein wenn Deutschland an diese Concessionen nicht einget, wird die russische Regierung auf ihren bisherigen Beschlüssen beharren.

Den letzten Satz hatte das „Wolffsche Telegraphen-Bureau“ unbeachtet gelassen. Beiläufig bemerkt, hat auch die deutsche „Petersburger Zeitung“ eine gleichlautende Notiz „aus glaubwürdiger Quelle“ gebracht.

Amerika.

Der „Frankfurter Tagespost“ wird in einem amerikanischen Briefe vom 25. Juli geschrieben:

Raum hat die amerikanische Klassenjustiz den schweren Schlag durch Gouverneur Altgeld erhalten, so steht ihr schon ein neuer in Aussicht. Aus Pittsburg kam nämlich die Kunde, daß die beiden „Staatszeugen“ in dem Homestead „Vergiftungs“-Proceß Bekenntnisse gemacht, worauf die ganze Vergiftungsgeschichte erstunken und erlogen war. Die beiden fin vorgestern seitens des Staatsanwalts und im Beisein der Vertheidiger der damaligen Angeklagten vernommen worden, doch ist über den Inhalt des Protokolls noch nichts Genaueres bekannt, als daß „prominente Geschäftleute“ ihre Hände im Spiel gehabt hätten.

Schon damals wurden zahlreiche Stimmen laut, daß es bei dem Proceß nicht mit richtigen Dingen zugegangen sei, und es circulirten verschiedene Versionen über die mutmaßlichen Hintermänner. Eine ging dahin, daß die Firma Pinkerton da einen Nachschuß ausgeübt habe; verschiedene Pinkertonbanditen fungirten in dem Proceß ja auch als Belastungszeugen. Andererseits wurde es für unwahrscheinlich gehalten, in dem nicht anzunehmen sei, daß die stricte auf den amerikanischen „Principien“ des Geldmachens basirende Firma sich das unprofitable Vergnügen gestatte, Nachschüsse zu befriedigen, resp daß dies nur dann von ihr anzunehmen sei, wenn sie auch dafür bezahlt werde. Dann freilich sei sie zu allem fähig; und so blieb keine andere Annahme übrig, als daß — Fric und Consorte dahinter stecken. Man erinnert sich nun auch, daß der Arzt, welcher die angeblichen Vergiftungssymptome „feststellte“, von demselben ein Honorar in der exorbitanten Höhe von 500 Dollar erhalten hatte.

Ob die beiden Schufte durch die Neue oder die Wuth darüber zum Bekenntnisse getrieben wurden, da das ihnen angeblich gegebene Versprechen einer gelinden Strafe von einigen Monaten nicht gehalten ward, das ist noch nicht klar. Möglicherweise hegten sie die Befürchtung, daß jene vor nichts zurückschreckende Ausbeuterruppe, deren Oberhaupt sich mit dem Mantel der Philantropie drapirt, im Stande sei, sie mit Hilfe bestechlicher Gefängnisbeamten für immer stumm zu machen. Man hat Beispiele! Es sei daran erinnert, mit welcher Kalblütigkeit Fric und seine Knechte die Vorbereitungen getroffen hatten, von denen sie wußten, daß sie Menschenleben, wahrscheinlich viele Menschenleben kosten würden — da wird man derartige Befürchtungen, wie sie die beiden „Staatszeugen“ wohl hegen mochten, erklärlich finden!

Ein so großes Geschrei die capitalistische Presse über die That Altgelds erhoben — bezüglich deren von ihr noch nicht der leiseste Versuch gemacht worden ist, auf die Kritik ihrer Motivirung einzugehen — stille ist sie nun über die neue „Sensation“, von welcher Fricter sie sonst hauptsächlich lebt.

Australien.

Die Genossen im Ausland. Aus Australien ist an den Kameraden Liebknecht für die deutsche Socialdemokratie folgende Zuschrift gerichtet worden, die der australische Congress-Delegirte F. Scensa ihm in Zürich übergab.

Der Socialdemokratische Bund Australiens (The Socialdemocratic Federation of Australia) beauftragt ihren Delegirten, Kameraden F. Scensa, der socialdemokratischen Arbeiterpartei Deutschlands die herzlichsten Glückwünsche zu den glänzenden Siegen, die sie bei der jüngsten allgemeinen Wahl errungen hat, zu überbringen.

Die Socialisten Australiens erblicken in ihren deutschen Genossen die Vorhut und das Vordertreffen (advanced guard) der internationalen Armee der Arbeit, und sie erblicken in dem Lande, das der Welt einen Marx gab, das große Schlachtfeld der Sache der socialen Gerechtigkeit.

Seid versichert, deutsche Genossen, daß jeder Triumph, den Ihr davontragen werdet, bei Euren Gegenfüßlern (Antipoden) ein begelstertes Echo finden wird.

Mit der Versicherung unserer vollkommenen Solidarität
Brüderlich die Eueren
im Auftrage des Central-Ausschusses:
Harry Webber, Secretär.

Parteiangelegenheiten.

Ein socialdemokratischer Parteitag für Pommern wird am Sonntag, den 17. September, in Stettin, Allee-straße 3-4, bei Sucker stattfinden.

Als provisorische Tagesordnung ist von der Agitationscommission festgesetzt: 1. Bericht der Agitationscommission und Rechnungslegung. 2. Die stattgehabten Reichstagswahlen. Referent: Fritz Herbst-Stettin. 3. Wie betreiben wir künftig Agitation? Referent: Alwin Körtzen-Berlin. 4. Anträge.

Alle Anträge betreffs Mandate und sonstige Angelegenheiten wolle man an den Vorsitzenden G. Nathaus, Stettin, Arndtstraße 3, richten.

Richterliche Anschauungen über die Aufgaben der Presse. Gelegenlich der Bestätigung eines vorinstanzlichen Urtheilspruches gegen den von einem Fabrikanten wegen Verleumdung verklagten Redacteur der „Rheinisch-Westfälischen Arbeiterzeitung“ äußerte sich der Berufsrichter: „die Presse habe keine Berechtigung, sich in Privatangelegenheiten zu fassen, Privatangelegenheiten gehören vor den Amtsrichter und die Presse habe kein Recht, solche Angelegenheiten in die Oeffentlichkeit zu bringen.“

In tiefe Resignation versinkt das Blatt der Grubenbarone, die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“, bei einer Betrachtung über das Wachstum der Socialdemokratie. So viel läßt sich schon heute sagen, meint es, daß die optimistischen Hoffnungen, welche von vielen Seiten für den Zerfall der socialdemokratischen Partei in Folge der Aufhebung des Ausnahmezustandes, den jenes Gesetz geschaffen hatte, gehegt wurden, nicht in Erfüllung gegangen sind. Die socialdemokratische Partei hat bei den letzten Reichstagswahlen eine so bedeutende Stimmenzahl auf sich vereinigt, daß es wohl Niemanden einfallen wird, zu behaupten, daß die eingeräumte gesetzliche Gleichberechtigung dem Wachstum der Partei irgendwie geschadet hätte. Wäre das Socialistengesetz bestehen geblieben, so wäre das Anwachsen der socialdemokratischen Stimmen bei der letzten Reichstagswahl wahrscheinlich dem Bestehen dieses Gesetzes von dessen Gegnern in die Schuhe geschoben worden. Heute können die früheren Gegner des Socialistengesetzes höchstens behaupten, daß das Anwachsen der socialdemokratischen Stimmen noch größer gewesen sein würde, wenn der Ausnahmezustand mit dem 1. October 1890 nicht beseitigt worden wäre.

Ja, ja! Man mag drehen und deuteln, wie man wolle, die Socialdemokratie wird mit und ohne Ausnahmegesetz wachsen und gedeihen und schließlich den Kehraus machen mit all den schönen Dingen, die dem rheinischen Capitalistenblatt so sehr an's Herz gewachsen.

Breslauer Nachrichten.

Breslau, den 11. August 1893.

Die Arbeitszeit der männlichen Lehrlinge im Handelsgewerbe.

Jedermann weiß, daß nicht nur auf dem Gebiete der Industrie die durch sie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen einer oftmals schamlosen Ausbeutung seitens der Unternehmer sind, sondern auch einstmals höher stehende Kreise einer stets zunehmenden Proletarisierung entgegengehen. Das Handelsgewerbe ist schon seit langer Zeit nicht mehr, wenigstens für die in ihm Angestellten, dazu angethan, etwa besondere hohe Löhne abzuwerfen. Im Gegentheil, die Stellung des heutigen Handlungsgehilfen ist eine nicht zum mindesten bevorzugte gegenüber dem Industriearbeiter, sei es in Bezug auf die gezahlten Löhne als auch hinsichtlich der Sicherheit der Existenz. In beiden theilt jener das gleiche Loos mit diesem. Wer aber freilich, hier wie dort, meistens in ganz brutaler Weise als Ausbeutungsobject behandelt wird, das ist derjenige Theil beider Kategorien, die als angehende Angehörige derselben betrachtet werden — die Lehrlinge. Die Frage der Sonntagsruhe besonders, bei der es sich übrigens zu einem Theile schon deutlich für alle

Augen zeigte, wie weit oft die Ausbeutung seitens der Herren Principale geht, mag denn wohl auch eine Veranlassung mit dazu gewesen sein, im September und October 1892 besondere statistische Erhebungen über die Arbeitszeit, Kündigungsfristen und Lehrverhältnisse im Handelsgewerbe vorzunehmen. Die jetzt vorliegenden, ungemein interessirenden Resultate dieser Erhebungen seten im Nachstehenden mit einigen Betrachtungen hier wiedergegeben. Die „Volkswirtschaftliche Correspondenz“ schreibt:

Ueber die Arbeitszeit der männlichen Lehrlinge liegen von 3086 Ladengeschäften Daten vor. Nur in 339 von diesen Betrieben war die Arbeitszeit zwölf Stunden und weniger, einschließlich der Pausen; nach Abzug der Pausen erhöht sich die Anzahl der Betriebe, deren Arbeitszeit sich bis auf zwölf Stunden erstreckt, auf 911 Betriebe. In dem großen Rest der Betriebe, 858 pCt. bzw. 704 pCt., ist die Arbeitszeit eine längere als zwölf Stunden. Es ist ein trübes Bild, das diese Zahlen illustriren. Die Arbeitszeit der Lehrlinge in den meisten Betrieben beträgt über zwölf Stunden; in 809 Betrieben 15 bis 16 Stunden in 239 mehr als sechzehn Stunden einschließlich der Pausen; nach Abzug der Pausen beträgt immer noch in 956 Betrieben gleich 31,0 pCt. die Arbeitszeit über 15 Stunden. In wie bedenklichem Maße die Arbeitszeit der Lehrlinge ersicht, geht daraus hervor, daß 1589 Lehrlinge unter 15 Jahren in den befragten Betrieben und 2132 Lehrlinge über 16 Jahre beschäftigt waren. Nur 231 der Lehrlinge unter 16 Jahren arbeiteten mit Einschluß der Pausen zwölf Stunden und weniger, mit Abzug der Pausen belief sich die Zahl der nur zwölf Stunden arbeitenden Lehrlinge auf 454 von 1589. Also 71,4 pCt. der Lehrlinge unter 16 Jahren hatten mehr als zwölf Stunden täglich zu arbeiten. Daß eine derartig hohe Arbeitszeit für Knaben unter 16 Jahren, deren körperliche Entwicklung noch viel zu wünschen übrig läßt, im höchsten Grade gesundheitschädlich ist, läßt auf der Hand liegen. Daß die Daten über die Arbeitszeiten der Lehrlinge nicht zu schwarz gemalt sind, dürfte aus der Stellung der Perionen hervorgehen, die für die Betriebe Auskunft ertheilt haben; es waren dies 1590 Principale und 1496 Gehilfen. Dennoch sind mehr Arbeitgeber befragt worden, als Arbeitnehmer, und die Verhältnisse in den Arbeitszeiten sind viel eher zu rosig dargestellt als zu trübe. Daß die Großbetriebe in den Großstädten die günstigsten Arbeitsverhältnisse aufweisen, dürfte nicht allzusehr überraschen, da bekannt ist, daß sich die Arbeit der Lehrlinge in den Kleinstädten, Landstädten und Mittelstädten oft durch Uebernahme häuslicher Verrichtungen leider zu sehr verlängert. Was die Geschäftszweige angeht, so ist die Arbeitszeit der Lehrlinge in den Geschäften mit Verbrauchsartikeln — mit Bekleidungsgegenständen und sonstigen Verbrauchsartikeln (Kurzwaren etc.) — eine weit kürzere, als die in den Geschäften mit leicht verderbenden (frischen) Nahrungsmitteln hatten für die Lehrlinge eine Arbeitszeit über 15 Stunden, über 60 Procent der Colonialwaaren- und Materialwaaren-Geschäfte eine solche über 15 Stunden; indessen nur ein Fünftel der Tabak- und Cigarrengeschäfte ließen die bei ihnen beschäftigten Lehrlinge über 15 Stunden arbeiten, 38,2 Procent hatten eine Arbeitszeit von 14-15 Stunden mit Einschluß der Pausen.

Diese Angaben, glauben wir, sprechen und beweisen für sich selbst und jeder weitere Commentar würde schließlich nur die mit elementarer Gewalt zeugende Sprache der Zahlen abchwächen. Sie gebietet mit aller Entschiedenheit ein baldiges Halt der maßlosen Ausbeutung, durch welche ein großer Theil der zukünftigen Generation einer körperlichen und geistigen Degeneration mit Nothwendigkeit entgegensteht. Sie fordert weiter, daß erweiterte Arbeiterschutzbestimmungen, also auf dem Wege gesetzlicher Regelungen, Maßregeln getroffen werden, die geeignet sind, derartigen Folgen vorzuzugewahren und den jetzt bestehenden Zuständen ein Ende zu bereiten. — Doch noch eins. So werthvoll die statistischen Erhebungen bezüglich der Handlungslehrlinge sind, ebenso dringend erscheinen sie, soweit sie die Handlungsgehilfen betreffen. Das Bild, welches uns die Lage dieser zeigte, mit derselben Sprache würde es reden, eine schleunige Aenderung aller Mißstände fordernd. Doch schon jetzt haben aus all diesen Gründen auch die Handlungsgehilfen alle Veranlassung, zur Besprechung über ihre nichts weniger als beneidenswerthe Lage zusammenzutreten, um gemeinsam, in geschlossener Organisation, unter Auserachtlaffung aller Nebenächlichkeiten und etwa trennenden Momente diejenigen Mittel zu finden, welche sie eine menschenwürdige, gesichert-Lebenshaltung erreichen ließen. Möge die nächste Zeit auch die Breslauer Handlungsgehilfen zu dieser That anspornen.

[Statistik der Handweber.] Auf Veranlassung der Handelskammer zu Schweidnitz wurde im Februar dieses Jahres in den Kreisen Reichenbach, Schweidnitz, Striegau und Waldenburg eine Statistik der Handweber aufgenommen. Darnach war an Webern vorhanden im Kreise Reichenbach: 2237 männliche und 1521 weibliche; im Kreise Schweidnitz: 665 männliche und 767 weibliche; im Kreise Waldenburg: 1171 männliche und 1356 weibliche; zusammen also 4063 männliche und 3644 weibliche. Im Februar 1892 betrug die Anzahl 4156 männliche und 3502 weibliche, mit 93 männliche weniger und 142 weibliche mehr. Darnach hat sich die gesammte Weberbevölkerung von

1892 zu 1893 vermehrt um 49. Die Vermehrung entfällt jedoch nur auf die weibliche Weberbevölkerung. Die Statistik zeigt ferner einen Rückgang der Weberbevölkerung während der letzten 20 Jahre um nahezu die Hälfte. Bemerkenswerth ist ferner, daß die Zahl der Weber, welche sich auch anderen Erwerbszweigen zuwenden um 486 gestiegen, die Zahl der Weber aber, die sich nur mit Webererei beschäftigen, um 437 gegen das Vorjahr zurückgegangen ist. Alles in allem zeigt jedenfalls diese Statistik zur Genüge, wie erbärmlich die Existenz der Weber beschaffen sein muß, wenn in nicht mehr als 20 Jahren die Weberbevölkerung um die Hälfte zurückgegangen ist und zu anderen die Zahl derer eine stets steigende ist, welche in Folge der unfeineren durchaus unzulänglichen Weberlage sich gezwungen sehen, in andere Berufe überzugehen. Bezüglich der Baumwollen-Industrie hebt der Handelskammer-Bericht hervor, daß durch die Ausschreibungen der Militär-Bekleidungsämter auf Wettbewerbe der Handweber eine Förderung nicht zu Theil geworden, da dieselben theils an auswärtige mechanische Webereien, theils an Fabrikanten der Grafschaft Glatz vergeben. Doch noch mehr. Auch dem Consortium für „Baumwollen-Handwaaren“, welches auf Anregung der königlichen Regierung im October 1892 in diesen Bezirken gebildet wurde, sind staatliche Lieferungen irgend welcher Art noch nicht zugefallen. Die den Webern zugesicherte Hilfe ist bis jetzt also nicht gespendet worden, obwohl, wie aus dem Bericht zu ersehen ist, Gelegenheit dazu schon des öfteren vorhanden gewesen ist. Doch es sind ja nur schon an's Hungern gewöhnte Weber, welche dort nach Brot schreien und da hat es Zeit!

[Die Vivisection] ist ein „nothwendig-s“ Hilfsmittel der wissenschaftlichen Forschung. Aber der Vivisection, der nicht am Bruchstücke, sondern an Menschen seine Beobachtungen anstellt, schreibt der „Vorwärts“, gehört vor den Strafrichter. Dem der Versuch in corpore vili, am werthlosen Körper, richtet sich gegen die Armut. Der Proletarier, den die Kliniker, die Krankenhäuser, nur zu oft nicht als zu heilenden Kranken, sondern als Gegenstand des Studierens, des Experiments, als Probirobject für den Studiosus betrachten, zählt auch hier wieder die Leiche. In einer Schrift: Verhüllte Verbrechen an lebenden Menschen (Leipzig, Voigt) veröffentlicht Dr. Koch eine Reihe unerhörter Belege für unsere Darstellung. In einem öffentlichen, vor Kollegen gehaltenen Vortrag berichtet ein Arzt, daß er Versuche gemacht habe, das schwarze Blatterngift Kälbern einzuspritzen, daß ihm aber diese Versuche schließlich zu theuer gekommen seien, daher er sie „mit gütiger Erlaubnis des Oberarztes“ an vierzehn Waisenknaben eines Findelhause fortgesetzt habe. So geschehen in Stockholm. In einer österreichischen Irrenanstalt wurden an Geisteskranken Versuche mit tödtlich wirkenden Giften angestellt, darunter auch mit Hyoscin. Die Kranken merkten bald, was an der Sache sei, und, wie der Experimentator sagt, „baten sie flehentlich, sie mit diesen schmerzhaften Mitteln nicht zu behandeln.“ Bei dieser Einspritzung von Hyoscin war „fast ohne Ausnahme die Anwendung von Gewalt nöthig,“ und der Erfolg war ein solcher, daß schließlich „die Isolirung unvermeidlich war.“ Was den wissenschaftlichen Gewinn betrifft, so „konnten wir bei dem Mittel absolut keine Vortheile entdecken. Nachtheile aber um so mehr.“ Besetzen wir uns nach Breslau. Dort wurde bei einer Tagelöhnerfrau durch Entfernung einer Neubildung von der linken Rippenwand eine Citerung erzielt, in Folge deren schließlich das Herz frei zur Beobachtung da lag. Indem nun auf das Herz, und zwar direct, mit Kautschuklamellen überspannte Trichterchen festgeklebt wurden, konnten Pulscurven graphisch dargestellt werden. Dieser interessante Versuchsgegenstand kam später nach Erlangen, wo an ihm ebenfalls experimentirt wurde, zuletzt aber in die Münchener Klinik, wo die Versuche durch physikalische Eingriffe, elektrische Reize etc. variirt wurden. Nachdem die Versuche mehrere Monate gedauert hatten, starb die Patientin. Und der wissenschaftliche Gewinn? Er bestand darin, daß „diesen Versuchen ein besonderer Werth nicht beigegeben werden konnte“ und daß die Pulscurven bewiesen, daß das Herz bei einer solchen Behandlung „jede Spur von Regelmäßigkeit vermissen ließ.“ Das hätte wahrlich jeder Karrenschieber voraussagen können, bemerkt dazu der bekannte spiritistische Schriftsteller Karl du Prel, der in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ über die Koch'sche Schrift berichtet. Wenn die Angaben Koch's zutreffen, und wir haben keinen Anlaß daran zu zweifeln, so muß gegen diese Barbarei, die an den Armen und Elenden sich vergeist, entschieden Einspruch erhoben werden. Ueber jeden Schritt, der einen be-

ledenden Mops trifft, geräth der Chor hysterischer Thierschutzfreunde in Aufregung. Wir bekämpfen, wie jede Rohheit, so auch die Thierquälerei, rücksichtslos. Hier aber werden wehrlose Mitmenschen gequält. Wie lange noch...?

[Zur Warnung für Arbeitgeber wie Arbeitnehmer] möge folgender Vorfall aus der Sproltauer Gegend dienen. Ein Stellenbesitzer in L. übertrug einem für eigene Rechnung arbeitenden Maurer aus R. eine Reparatur des Hauses, ohne ihn zu fragen, ob er der Unfall- und Krankenversicherung beigetreten sei. Der Maurer verunglückte und mußte lange im Krankenhaus liegen. Da der Verunglückte mittellos war und der Armenverband R. die Bezahlung der hohen Kur- und Verpflegungskosten ablehnte, muß der Stellenbesitzer die hohen Kostenbeiträge selbst bezahlen.

[Zur Warnung.] Am Hundebandwurm ist kürzlich eine junge Dame aus Gera gestorben. Die Dame hatte die Gewohnheit, sich mit ihrem Schößhündchen zu necken, wobei der Hund es an Liebkosungen, besonders durch Lecken (vielleicht sogar auch am Mund), nicht fehlen ließ. Plötzlich stellten sich bei der Dame Schmerzen in der Nierengegend ein und ein hinzugezogener Arzt stellte fest, daß die Dame am Hundebandwurm leide. Eine in Gera ausgeführte Operation konnte das Uebel leider nicht beseitigen; am 1. August ist die bedauerenswerthe junge Dame unter den entsetzlichen Schmerzen in Gera gestorben.

[In dem Arbeitsnachweisbureau des Vereins gegen Verarmung und Bettelei.] Neue Weltgasse 41, haben sich im Monat Juli gemeldet 61 männliche Personen, nämlich 17 Arbeiter, 14 Arbeits- und Laufburschen, 12 Haushälter, 2 Schreiber, 2 Kutscher, 1 Kammmacher, 1 Blumenpresser, 1 Schmied, 1 Zinngießer, 1 Bremser, 1 Tapezierer, 1 Klempner, 1 Tischler, 1 Kaufmann, 1 Glaschleifer, 1 Kesselschreiber, 1 Buchbinder, 1 Schlosser, 1 Zimmermann, und 38 weibliche Personen, nämlich: 22 Bedienungsfrauen, 3 Wäscherinnen und Scheuerfrauen, 3 Plätterinnen, 2 Frauen zur Hausbetreuung, 1 Näherin, 1 Köchin, 1 Wirtschaftlerin. Ferner wurden verlangt 89 männliche Personen, nämlich 28 Arbeiter, 22 Arbeits- und Laufburschen, 4 Anstreicher, 2 Tischler, 1 Schmiedegehilfe, 1 Maler, 1 Strinmez, und 116 weibliche Personen, nämlich: 21 Arbeiterinnen, 41 Bedienungsfrauen, 3 Arbeits- und Laufmädchen, 19 Wäscherinnen, 16 Kinderfrauen, 11 Scheuerfrauen, 1 Näherin. Seit Bestehen des Vereins sind mit Arbeitskarten versehen 16 811 Männer und 9287 Frauen. Im Juli sind 2 Arbeitskarten den Inhabern abgenommen worden.

[Vermißt.] Wird seit dem 5. d. Mts., Nachmittags, der 10 Jahr alte Knabe Paul Gräbler, welcher sich aus der elterlichen Wohnung, Nicolaisstraße 47, am genannten Tage heimlich entfernte. Der Knabe hat blondes Haar und trug dunkelblauen Jaquetanzug, kurze Beinkleider, weißes Halstuch und runden Strohhut.

[Unglücksfall.] Am 8. d. Mts., Nachmittags, fiel ein auf der Neuborstraße wohnhafter 70 Jahre alter Particulier in Folge Herzschwäche an der Ecke der Garten- und Neuborstraße zu Boden und zog sich durch den Fall einige blutende Wunden zu. Der Verletzte wurde mittelst Droische nach seiner Wohnung geschafft.

[Schwerer Unglücksfall.] Am 9. d. Mts. wurden dem Maschinenführer der Dampfwalze, welche gegenwärtig bei dem Schauhause Grob-Mädchlein-Melchior tätig ist, beim Reinigen derselben ein Unterarm und eine Hand so schwer zerquetscht, daß wahrscheinlich eine Amputation notwendig werden wird.

[Unglücksfall mit tödtlichem Ausgange.] Am 9. d. Mts. stürzte in dem Hofe eines Hauses auf der Hirschstraße der 7 Jahre alte Schulknabe Franz Jugmantel auf eine niedrige Mauer, von der er rückwärts so unglücklich herabstürzte, daß sein Tod schon nach wenigen Minuten eintrat.

[Verhaftung.] Am 9. d. Mts., Abends, wurde auf dem Oberchleinschen Wirthshaus der seitens der Staatsanwalttschaft in Berlin zur Verhaftung gesuchte 26 Jahre alte Buchhalter Ludwig Walter festgenommen. Derselbe hatte nach und nach 12 000 M. unterschlagen und die Flucht ergriffen, als er sein betrügerisches Treiben entdeckt sah. In seinem Besitz befanden sich nur noch 3 Mark.

[Polizeiliche Nachrichten.] Gefunden: ein silbernes Armband, zwei Portemonnaies mit Tabak, ein Umhängeloch, ein Sonnenschirm, ein Gehäusdreh und eine goldene Damenuhr mit Kette. - Verloren: ein Kinderkorallenarmband, ein fünfzig-Markstück in, ein braun- und weisfarbener Damenmantel, eine Granatnadel und eine wasserdichte Wagentasche im Werte von 30 Mark. - Gefunden in der Nacht vom 6. zum 7. d. Mts.: einem auf der Klosterstraße wohnenden Dienstmädchen aus der Bodenkammer ein schwarzes und ein rothbraunes Kleid. - Verhaftet am 9. d. Mts.: 49 Personen.

Eingefandt.

Unter Eingefandt finden Zuschriften aus dem Kreisfreie Annahme, selbst wenn die Redaktion die darin ausgesprochenen Ansichten nicht theilt. Es muß die Sache nur von allgemeinem Interesse sein und eine Betrachtung von verschiedenen Seiten sich empfehlen. Anonyme Einsendungen bleiben stets unberücksichtigt.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Breslau, den 9. August 1893.

Gehrte Redaktion!

Das zweite Eingefandt in Nr. 181 Ihres Blattes veranlaßt mich zu einer erneuten Berichtigung und erlaube ich Sie, mit verbindlichem Danke für die Aufnahme der ersten, um Abdruck des Nachstehenden:

Es ist unrichtig, daß wegen Überschreitung der Mittagspause die meisten Straßen eingezogen werden, denn laut Contrahent der Fabrik fällt auf reichlich 6 Verzögerungen am Morgen, immer nur eine Mittags. Das Eingefandt

sagt, daß ich betreffs der Sonntagsarbeit nur auf das rollende Material hinweise, während ich doch außerdem noch von sonstigen unaussprechbaren Arbeiten spreche und lauter ferner der in meiner Erwiderung als „wohlweislich weggelassene“ Satz der Fabrik-Ordnung vollständig: „Geleitet die Nothwendigkeit eine Verlängerung der Arbeitszeit (Ueberstunden), so ist Jeder dazu, wie auch zu eventl. Arbeit an Sonn- und Festtagen verpflichtet.“ Dies dürfte im Verein mit der schon früher angeführten Bestimmung über die Sonntagsarbeit genügen, um meine Auffassung von derselben klar zu stellen. Ich halte die Sonntagsarbeit nicht nur aus religiösen und allgemein menschlichen Gründen, sondern auch wirtschaftlich für verwerflich, unpraktisch und theuer; dennoch wird, solange wir nicht eine viel mehr durchgeführte Sonntagsruhe, besonders in den öffentlichen Verkehrsanstalten haben, auch der wohlmeinende Arbeitgeber durch die Verhältnisse leicht mehr gezwungen werden, als ihm lieb ist. Es ist kein Fall bekannt, daß ein Arbeiter, welcher 15 Mark Lohn erhielt, zwei Mal in einer Woche mit 50 Pfg. bestraft wurde, wohl aber paßt dies auf einen Maschinenmeister mit 24 Mark Wochenlohn und zwar für Liegenlassen von Buglappen und, weil er mit der Revision am Schlusse der Arbeitszeit beauftragt, den Haupt-Gasbehälter nicht geschlossen hatte. Wenn man erwägt, daß das Abbrennen einer Fabrik unter Umständen für die Arbeiter ein gleich großes, oder noch größeres Unglück wie für den Besitzer sein kann, so dürfte eine derart gemeingefährliche Unachtsamkeit mit zwei Mal 50 Pfennigen nicht zu hart bestraft sein. In meiner ersten Erwiderung sagte ich: die anderen Arbeiter dieser Abtheilung (Färberei) verdienen 17 Mark bis 17 Mark 50 Pf. die Woche und im nächsten Satz: Sämmtliche Arbeiter oder Gehilfen der Fabrik, abgerechnet die Vorführer etc., verdienen im Durchschnitt pro Kopf und Woche reichlich 21 Mark. Bei zwei so klar aufgeführten Unterscheidungen ist es daher eine arge Verwechslung, daß ich gesagt haben soll, die Arbeiter der Färberei verdienen 21 Mark. Es ist ferner irrtümlich, daß der Vorführer der Färberei nicht einmal 21 Mark bezöge; thatsächlich erhält er ein Wochenlohn von 22 Mark ohne Ueberstunden. Der wiederholt erwähnte jugendliche Arbeiter wurde Weihnachten 1890 mit 7 Mark, nicht wie behauptet wird mit 6 Mark angestellt und wenn der nunmehr 19jährige junge Mann 11 Mark 50 Pf. verdient, dürfte dies im Anbetracht, daß das ordentliche Tagelohn für den erwachsenen Arbeiter 1 Mk 60 Pf. beträgt, nicht unangemessen erscheinen. Arbeiter, welche 12 Jahre in der Anstalt beschäftigt sind, mit 16 Mark entlohnt werden und ihre Kräfte und Gesundheit der Fabrik geopfert haben, sind nicht bekannt. Gedacht ist hierbei vielleicht an folgende Persönlichkeiten: Bei mir ist seit langen Jahren ein ehemaliger Tischergehilfe angestellt, welcher sich vor dem Eintritt in meine Fabrik, im Dienste seines Meisters so schwer die Hand verletzete, daß er für die Ausübung seines Gewerbes untauglich wurde. Da ich den Mann als ordentlich und tüchtig kannte, suchte ich ihm ein geeignetes Arbeit in der Fabrik zu verschaffen und so erhielt derselbe allerdings ein Wochenlohn von 16 Mk., verdient aber durchschnittlich in der Woche durch Accordarbeit beinahe 27 Mark. Neulich suchte ich einem Arbeiter weiterzuhelfen, der vor dem Eintritt die Sehraft des einen Auges nahezu verloren hatte, und dann in der Fabrik durch einen Unfall auch an dem anderen Auge so schwer verletzt wurde, daß er fast erblindet ist. - Mit seiner kleinen geistlichen Rente wäre der Mann schmalen Tages entgegen gegangen, wenn es nicht gelungen wäre, ihm eine Arbeit zuzuwenden, bei welcher er durchschnittlich beinahe 15 Mark pro Woche verdient. Die Prämie von 1 Mark für Pünktlichkeit dürfte mehr erscheinen, wenn berücksichtigt wird, daß die Vertheilung alle drei Monate erfolgt. Diese Prämien und die bemängelte Höhe und Zahl der Strafen erscheinen aber durch die nachstehenden Zahlen in noch anderem Lichte. Seit dem September vorigen bis zum Juli dieses Jahres sind allein für diese Pünktlichkeits-Prämien 263 Mark gezahlt worden, während in der gleichen Zeit sämmtliche Strafgehalte 167,30 Mark betragen. - Uebrigens erhielt in der Steinbruderei, entgegen den Behauptungen des Eingefandten, nicht 1 Arbeiter 1 Mark für seine Pünktlichkeit, sondern deren 4 und außerdem 4 Mädchen. Wenn nun endlich in dem Eingefandten gesagt wird, daß meine alten Arbeiter nur deswegen bei mir blieben, weil sie alt und steif geworden, daher anderweitig nicht beschäftigt werden würden und das Wohlgefühl den Anreibern überlassen müßten, so erscheint die wahre Sachlage doch in anderem Lichte unter Berücksichtigung des Folgenden: Alle meine Arbeiter, männliche wie weibliche erhalten, sofern sie wenigstens ein Jahr bei mir beschäftigt sind, in Krankheitsfällen nicht nur die Carenzpäge vergütet, sondern auch die volle Differenz zwischen Wochenlohn und Krankentagegeld bis zur 13ten Woche. Ich war stets gern bereit, im Bedarfsfalle Erholungsurlaub für Landaufenthalt und Vergleichen zu geben und zwar unter Gewährung des Wochenlohnes und wenn dies nicht genügte, fügte ich gern weitere Unterstützung bei. Es ist ferner von jeher bei mir Brauch gewesen meinen alten Arbeitern je nach Dienstalter und Stellung das volle Gehalt oder auskömmliche Pension bis an ihr Lebensende zu zahlen. Hiermit schließe ich die Discussion in der Öffentlichkeit, werde nicht mehr das Wort ergreifen und habe nur nochmals zu danken, daß Sie auch mir die Spalten Ihres Blattes gewährt haben.

Hochachtungsvoll

E. L. Wiskott.

(Auch wir schließen, nachdem wir unparteiisch den Eingefandten beider Parteien unbeschränkten Raum gewährt, in dieser Sache die Discussion, indem wir die Aufnahme weiterer Eingefandten zu dieser Angelegenheit ablehnen. Red. d. „Volkswacht“.)

Schlesien.

Zalzburg. Ein 18 jähriger Knabe wurde hier, wie gegenwärtige Blätter melden, des mehrfachen Diebstahls überführt. Nur durch Schläge soll der Knabe den Diebstahl eingestanden haben. Das mag eine Freude für die Anhänger der Prügelstrafe gewesen sein!

Internationaler Socialistischer Arbeiter-Congress 1893 in Zürich.

Original-Berichte der „Volkswacht“. Zürich, 9. August 1893.

Ueber die gestrige Nachmittags-Sitzung haben wir noch 31 berichten:

Nachdem Gilles-London seine Rede zu Gunsten der Unabhängigen englisch gehalten, wollte er sie ins Deutsche übertragen, eine Aufgabe, die bisher in den meisten Fällen von den officiellen Uebersetzern des Bureaus erledigt worden war. Die Deutschen, die der Verlässlichkeit der Gilles'schen Uebersetzung kein besonderes Vertrauen entgegenbrachten und um so mehr hierzu Anlaß zu haben glaubten, als der Deutsche Gilles nicht zuerst deutsch, sondern englisch geredet hatte, protestirten gegen die Uebersetzung aus dem Munde Gilles'. Der Vorsitzende Argvriade's, dessen Herz bei den Unabhängigen ist, machte aus ihm in der Geschäftsführung keine Mördergrube und wußte es durchzusetzen, daß Gilles die Rede selbst übersehe. Nunmehr erklärten die englischen Delegirten durch den Mund Hopson's-Sheffield, daß sie, angeleitet von den nutzlosen Debatten, die die kostbare Zeit des Congresses stehlen, den Saal verlassen würden, wenn nicht Schluß der Debatte einträte.

Nachdem noch ein Franzose Marchand verlangt hatte, daß die Mandate der Unabhängigen verlesen würden, wurde der Schluß der Discussion mit großer Majorität angenommen. Die Abstimmung über die Zulassung der Unabhängigen und der Anarchisten erfolgt nach Nationen. Für den Ausschluß stimmten achtzehn, gegen den Ausschluß nur Holland und Frankreich. Auch Belgien gehörte zur Majorität, unter den Franzosen fehlen bekanntlich die im Wahlkampf stehenden Marxisten. Die Verurteilung des Abstimmungsergebnisses erregte stürmischen Jubel. Auf Antrag Bebel's wurde beschlossen am Mittwoch Vormittag die Commissionen über die einzelnen Punkte der Tagesordnung berathen und die Plenar-Sitzung ausfallen zu lassen.

Am Dienstag Abend fand eine Versammlung der Züricher Unabhängigen und Anarchisten statt, die von den ausgeschlossenen Delegirten einberufen worden war. Zu den ausgeschlossenen Anarchisten hatten sich Gilles-London und die holländischen Delegirten unter Führung von Domela Nieuwenhuis gestellt, von den Franzosen war Niemand erschienen.

Wilhelm Werner hielt die Eröffnungssprache und schloß auf das marxistische Dogma und die Fraction. Interessant wurden die Verhandlungen durch das Eingreifen des holländischen Socialdemokraten, Adoocet Troelstra-Amsterdams, der als Gegner der Nieuwenhuis'schen Tactik für die deutsche Socialdemokratie eintrat. Domela Nieuwenhuis bestritt dem „Advocaten“ die Partei-Zugehörigkeit und erklärte, daß die Tactik und das Programm der holländischen Partei in fast allen Punkten mit den Ansichten der deutschen anarchistischen Unabhängigen übereinstimmen. Die deutsche Socialdemokratie habe überall im Auslande „ihre Klienten“ und diese „internationale Sippchaft“ beherrsche die internationalen Congresse dadurch, daß sie die Gegner „hinanschießen“. Sie haben sich gestern vor der ganzen Welt blamiert, der ganze Streit erinnere ihn an den Kirchenstreit der Gegenpäpste im vierten Jahrhundert um einen Buchstaben. Das Wort der „Times“ vor 30 Jahren von der Internationalen, die eine große Seele im kleinen Körper sei, wäre umzuändern, in die Wendung, die Internationale sei jetzt eine kleine Seele in einem großen Körper.

Wiggers von Gog, ein ehemaliger Schauspieler aus Hamburg bekämpfte die deutschen Führer, während er die deutsche Socialdemokratie, deren Rahmen verlassen zu haben der größte Fehler der Unabhängigen gewesen sei. Er schloß: Hoch die deutsche Socialdemokratie, nieder die Dynastie Bebel. Aus den weiteren Verhandlungen, die sich bis Mitternacht hinzogen ist die Ankündigung bemerkenswerth, daß die Anarchisten und Unabhängigen Donnerstag einen Gegencongress einberufen werden zu dem alle Richtungen, selbst die Hirsch-Dunder'schen Gewerkschaften, wenn solche da wären, Zutritt haben sollen. Der Congress findet im Local zur „Blatte“ in Fluntern statt.

Heute Vormittag tagten die verschiedenen Commissionen und verschiedene sind bereits mit ihrer Arbeit fertig geworden. Die Commission, welche die „Maßregeln zur internationalen Durchführung des Achstundentages“ vertheilt, hat mit allen gegen die Stimmen der Franzosen die folgende Resolution vereinbart.

Der Congress erklärt: Der Achstundentag ist eine der wichtigsten Vorbedingungen der endgültigen Befreiung der Arbeiterklasse vom Capitaljoch und die wichtigste Maßregel zu der Verbesserung ihrer Lage.

Durch den Achstundentag wird die Arbeitslosigkeit geringer, die Arbeitsfähigkeit größer, der Lohn höher und die Kaufkraft des arbeitenden Volkes stärker.

Durch den Achstundentag wird das vom Capitalismus gestörte Familienleben gehoben und eine bessere Fürsorge für die Kinder ermöglicht.

Durch den Achstundentag steigt die Gesundheit, Kraft, Intelligenz und Sittlichkeit des Volkes.

Durch den Achstundentag gewinnt die Arbeiterklasse Zeit zu gewerkschaftlicher und politischer Organisation und Thätigkeit; die politischen Rechte und Freiheiten können erst dann für die sociale Befreiung des Volkes recht nutzbar und wirksam werden.

Der Kampf für den Achstundentag muß in allen Ländern geführt werden, denn nur die internationale gesetzliche Durchführung des Achstundentages sichert seinen Bestand und seine Segensreich; Wirksamkeit.

Als Mittel zur internationalen Durchführung des Achstundentages empfiehlt der Congress die gewerkschaftliche und politische Organisation der Arbeiterklasse auf nationaler oder internationaler Grundlage und die Agitation und Propaganda für den Achstundentag durch diese Organisation.

Die Agitation für den Achstundentag soll betrieben werden durch Flugblätter, durch Vorträge, durch socialistische Presse, durch Demonstrationen, in Versammlungen und in den politischen Körperschaften, in Parlamenten, Staats- und Gemeindebehörden aller Art. In der socialistischen

Presse sind unter einer stehenden Rubrik „Achtstundentag“ alle Forderungen und Bestrebungen für denselben zu verzeichnen und in den politischen Körperschaften sollen die Vertreter der Arbeiter von Zeit zu Zeit Anträge auf Verkürzung der Arbeitszeit stellen, besonders für die von Staat und Gemeinden beschäftigten Arbeiter.

Die sozialistischen Vertreter der nationalen Parlamente sollen sich über ein gemeinsames Vorgehen zur internationalen Einführung des Achtstundentages durch die Gesetzgebung verständigen und die Regierungen aller Länder zu einer internationalen Konferenz veranlassen. Die Gewerkschaftsorganisation der Arbeiter hat den außerpolitischen, freien Kampf mit dem Unternehmertum für den Achtstundentag zu führen, um dadurch der gesetzlichen Einführung des Achtstundentages für die ganze Arbeiterklasse den Weg zu bereiten.

Die Resolution bildet den ersten Gegenstand der Verhandlungen der heutigen Nachmittags-Sitzung, die unter Vorsitz des Engländers Hodge, Mitglied des parlamentarischen Komitees, stattfinden. Der Großrat Fouquet, Lausanne giebt den Bericht: der aus allen Nationalitäten gebildeten Kommission, die die Resolution vorbereitete hat. Die Kommission hat als Grundlage für die Resolution den Antrag der schweizerischen Organisationen angenommen, alle Abänderungsanträge abgelehnt und nur den einen Antrag angenommen, die Regierung zur Einberufung einer internationalen Konferenz über Einführung des Achtstundentages zu veranlassen, obwohl sie sich nicht verhehlt hat, daß solche internationale Konferenzen bisher wenig praktischen Erfolg gehabt haben. Die Holländer haben in der Kommission beantragt, nicht den Acht-, sondern den Sechsstundentag zu fordern. Dies wurde ebenfalls abgelehnt wie der Antrag der Franzosen, daß, falls die Resolution nicht innerhalb eines Jahres durchgeführt wäre, in allen Ländern der Generalstreik erklärt werden soll. Montagnard verlangt Namens der franz. Minorität Überziehung der Frage des Stillstandes, dessen Abschaffung er fordert und der Frage des Minimallohnes, dessen Einführung er will, in die Resolution.

Leo Fränkel-Paris beantragt als Amendement alle sozialistischen Gemeinderäte aufzufordern, für die Einführung der achtstündigen Arbeitszeit bei allen von den Gemeinden direct oder durch Unternehmer ausgeführten Arbeiten einzutreten. Er behauptet, daß unter den französischen Genossen vielfach ein gewisses Mißtrauen gegen die geistigen Proletarier zu Tage getreten sei. Er meine, der Gedanke des Socialismus sei so hoch und so erhaben, wie im vorigen Jahrhundert der Gedanke an die bürgerliche Freiheit. Damals seien die Vertreter des Bürgerthums Hand in Hand gegangen mit allen Feinden des Feudalismus, auch wenn diese aus den Reihen des Adels hervorgegangen seien. Er verweise auf den Marquis Mirabeau, dessen glänzende Rednergabe die wirksamste Waffe in diesem Geisteskampfe gegeben. So müßten auch die Socialdemokraten mit Allen Hand in Hand gehen, die aus den Reihen der Bourgeoisie zu ihnen kämen, um mitzufämpfen gegen den Capitalismus. Warum auch diese geistigen Proletarier zurückweisen, wo dieselben sich oft noch in elenderer Lage befänden, als die Handarbeiter. Er wisse das am besten. Er sei selber Handarbeiter, Goldschmiedsgehilfe, gewesener und Geistesproletarier geworden. Er müsse sagen, seine Lebenslage sei besser gewesen als Handarbeiter, wie als Geistesproletarier. (Lebhafter Beifall.)

Soda (franz. Schweizer) wünscht, daß die Frage des Achtstundentages mit der des Minimallohnes verknüpft werde. Grillenberg-er-Nürnberg giebt angedeutet der knappen Uebersetzung eine eingehende Schilderung der Commissions-Verhandlungen. Man habe die Schweizer Resolution, welche in ihrer Ausführlichkeit ein Referat erhalte, um eine Einigung zu erzielen, angenommen. Die Engländer aber, hätten darauf hingewiesen, daß sie in Folge der Konferenz Beschränkungen der Kinderarbeit erlangt hätten und deshalb sei der diesbezügliche Zusatz angenommen worden. Nach kurzer weiterer Debatte, tritt der Schluß ein. Bei der Abstimmung wird der Antrag der Kommission (die oben mitgetheilte Resolution) angenommen.

Die Commission zur Berathung der „gemeinsamen Bestimmungen für die Waiseier“, in der zehn Nationen vertreten waren, hat den folgenden Antrag vereinbart.

Die Socialdemokratie jedes Landes hat die Pflicht, die Durchführung der Arbeitsruhe am 1. Mai anzustreben und jeden Versuch zu unterstützen, der an einzelnen Orten oder von einzelnen Organisationen in dieser Richtung gemacht wird. — Sieben Nationen stimmten für diese Resolution, drei Nationen dagegen.

Die Commission, welche die Stellung der Socialdemokratie im Kriegsfall berathen und unter dem Vorsitz von Singer getagt hat, hat den Antrag der Deutschen, der folgenden lautet, mit großer Majorität angenommen: „Die Stellung der Arbeiter zum Kriege ist durch den Beschluß des Brüsseler Congresses über den Militarismus scharf bezeichnet. Die internationale revolutionäre Socialdemokratie hat in allen Ländern mit Aufgebot aller Kräfte den chauvinistischen Geistes der herrschenden Klasse entgegenzutreten, das Band der Solidarität um die Arbeiter aller Länder immer fester zu schließen und unablässig auf die Beseitigung des Capitalismus hinzuwirken, der die Menschheit in zwei feindliche Heerlager getheilt hat und die Völker gegen einander heßt. Mit der Aufhebung der Klassenherrschaft verschwindet auch der Krieg. Der Sturz des Capitalismus ist der Weltfriede.“

Abgelehnt wurde ein Antrag der Polen und Russen auf Uebergang zur Tagesordnung, weil die Stellung der Socialdemokratie zur Kriegfrage unbekannt sei, ebenso der folgende Antrag der Holländer:

„Der Congress beschließt, die internationale Arbeiterpartei einzuladen, sich bereit zu halten, um unverzüglich auf eine Kriegserklärung durch die Regierung mit einer allgemeinen Arbeitseinstellung zu antworten, überall da, wo die Arbeiter einen Einfluß auf den Krieg ausüben können und in den fraglichen Ländern die Kriegserklärung zu beantworten mit einer militärischen Dienst-Verweigerung.“ Aus München kommt die Kunde, daß dort der Abgeordnete von Volkmar nicht unbedenklich erkrankt darunter liegt.

Standesamtliche Nachrichten.

Vom 10. August.

Heiraths-Ankündigung. I. Examinirter Locomotivheizer Oswald Gottschlich, kath., Mariannenstr. 8, und Margarethe Henke, ev., Mariannenstr. 11. — II. Kutscher Karl Barth, ev., Lewaldstr. 14, und Anna Freund, kath., Louisestraße 19. — Brauer Paul Reimann, kath., Kaiser Wilhelmstraße, Friebeberg, und Maria Schmidt, kath., Gahlfstr. 50. — Auskäufer Hermann Jöckel, ev., Kronprinzenstraße 63, und Rosina Nagel, ev., hier. — Kaufmann Leopold Wetcke, ev., Mühlstraße 2a, und Helene Luft, ev., Kronprinzenstr. 43. — Ziegeleimeister Gottfried Fleischer, ev., Herdain, Kreis Breslau, und verw. Schmieb Johanna Barisch, ev., Gans, ev., Brandenburgerstr. 19. — Militärarzt Hermann Raupach, ev., Neuborstr. 95, und Maria Bendig, ev., Gartenstraße 32 b. — Rathsbureau-Assistent Georg Häppler, evang., Feldstraße 19, und Emma Kuhn, ev., Vorwerkstraße 65. — Königl. Postassistent Otto Brutsche, ev., Brunnenstr. 31, und Anna Gulsche, ev., Bohrauerstr. 20. — III. Musiker Otto Buch, kath., Heinrichstr. 10, und Martha Hoffmann, evang., Werderstr. 22 b. — Bergolber-Wag Schiefer, kath., Kleine Scheinigerstraße 41, und Bertha Schön, ev., Schulstr. 3a. — Arbeiter August Hante, ev., Fürstentstraße 26, und Martha Lohner, kath., Hirschstr. 6. — Schuldiener Carl Schilling, kath., Fürstentstr. 23,29, und Anna Mäh, ev., Neue Taschenstraße 9. — Klempner Gustav Schröder, ev., Bornertstr. 30, und Anna Kueyer, ev., Scheinigerstr. 32.

Geschließungen. I. Schneider Paul Franz, evang., mit Emma Kluge, ev., hier. — II. Stadthauptkassen-Controleur Arthur Gaida, kath., mit Helene Babura, ev., Neuthen D. S. — Staatsmäßiger Bremser Friedrich Schließ, ev., mit verw. Anna Breigner, geb. Paul, evang., hier. — Drochsenkutscher Friedrich Weiß, ev., mit Ida Geisler, ev., hier. — III. Arbeiter August Jädel, ev., mit Ida Köhler, geb. Mende, kath., hier.

Schmieb Gottlieb Salmaga, ev., mit Clara Hauke, evang., hier. — Selterwasserfabrikant Wilhelm Rißler, evang., mit Pauline Fries, geb. Winkler, ev., hier.

Geburten. I. Fleischer Eduard Schwarz, ev., L. — Schmieb Paul Kaufsch, evang., S. — Hausdiener Heinrich Grigla, ev., L. — Eisenbahnkassierer Paul Freimann, ev., L. — Kutscher Julius Fischer, evang., S. — Invalide Max Schmorauer, ev., S. — Bildhauer August Wacker, evang., Berlin, S. — Portier Ernst Gaebert, ev., S. — II. Pract. Arzt Dr. med. Julius Haerdel, kath., L. — Vorkosthändler Paul Steuer, ev., L. — Maurer Gottlieb Schalle, ev., L. — Schuhmacher Carl Mat, ev., L. — Arbeiter Friedrich Dirich, ev., L. — Badermeister Adolf Volk, evang., S. — Schneider Paul Blasche, kath., S. — Hilfsbremser Hermann Seher, ev., S. — Haushälter Julius Herber, ev., S. — Gutmacher Adolf Nichtenberg, evang., S. — Klempner Heinrich Walter, kath., S. — Arbeiter August Schwarz, ev., S. — Goldschläger Wilhelm Krause, ev., L. — III. Barbier Hermann Thormalb, ev., S. — Kellner Robert Schnabel, kath., S. — Kutscher Josef Kuschel, kath., S. — Arbeiter Carl Bernert, kath., L. — Arbeiter Reinhold Rebohle, ev., L. — Tischler Wilhelm Frost, ev., S.

Todesfälle. I. Gertrud, L. des Schneiders Johann Eich, 9 Mon. — Martha, L. des Arbeiters Max Liebman, 8 J. 11 M. — Arbeiter Robert Scholz, 76 J. — Schlossergelinde Paul Kahnt, 35 J. — Brauergelinde Gottfried Scholz, 33 J. — Arbeiterfrau Ernestine Gräß, geb. Bindig, 47 J. — Verw. Particular Fanny Schustan, geb. Friedländer, 71 J. — Stellmacher Johann Drey, 64 J. — Theresia, L. des Fabrikarbeiters Franz Kerner, 10 Mon. — II. Schmieb Wilhelm Welsch, 17 J. 11 M. — Friedrich, S. des Arbeiters Friedrich Dehmelt, 3 W. — Frieda, L. des Kutschers Franz Fraz, 1 J. — Martha, L. des Schmiebs Hermann Böblich, 4 J. — Haushälter Wilhelm Rebohle, 4 J. — Paul, Sohn des Eisenbahnarbeiters Carl Glas, 3 J. — Wag, S. des städtischen Nachwachtmanns Friedrich Warfus, 4 Monate. — Emer. Hauptlehrer Gottlob Kintert, 68 J. — Alfred, Sohn des Schneiders Wilhelm Mentwig, 3 M. — Gasthausbesitzer Ignaz Weiß, 59 J. — Frieda, L. des Schlossers Richard Sebow, 10 Mon. — III. Maximilian, S. des Kaufmanns Josef Scholz, 18 Tage. — Anstreicherfrau Martha Thormalb, geb. Soher, 35 J. — Eisenarbeiter Robert Seidel, 66 J. — Agnes, L. des Arbeiters Carl Ludwig, 11 Mon. — Martha, L. des Arbeiters Carl Peter, 11 Wochen. — Arbeiter Josef Ulbrich, 56 J. — Schuhmacher und Almosenempfänger Alois Mafel, 52 J. — Arbeiterfrau Maria Kurfawe, geb. Schwittke, 40 Jahr.

Breslau, 10. August. (Amtlicher Producten-Vericht.) Roggen (per 1000 Kilogramm) per August 136,00 G., September-October 138,00 B. — Hafer per 1000 Kilogr. per August 163,00 G. — Rüböl (per 100 Liter) — gelübdigt — Ctr., 100 in Dualitäten a 5000 Kilogramm — per August 48,00 B., per September-October 48,50 B. — Spiritus per 100 Ltr. (a 100 pSt.) ohne Fab: excl. 50 und 70 Mt Verbrauchszabgabe, gel. — Ctr., abgeaufene Kündigungscheine — per August 50er 53,00 B 70er 33,90 B. Zink ohne Umsatz.

Breslau, 10. August. Breslauer Mehlmarkt. Eigen-Ausgangsmehl per Brutto 100 kg incl. Sack 23,50 bis 24,00 M. — Weizen-Sammelmehl per Brutto 100 kg incl. Sack 22,00 — 22,50 M. — Weizen-Meile per Netto 100 kg in Käufer's Säcken a) inländisches Fabrikat 9,80—10,20 M., b) ausländisches Fabrikat 9,60—10,00 M. — Roggenmehl fein per Brutto 100 kg incl. Sack 20,25—20,75 M. — Futtermehl, per Netto 100 kg in Käufer's Säcken: a) inländisches Fabrikat 11,40—11,80 M., b) ausländisches Fabrikat 11,00—11,40 M.

Briefkasten.

Wegen Mangel an Raum mußte der Bericht über die Versammlung des Breslauer Gewerkschafts-Comitès zurückgestellt werden.

Freie Religionsgemeinde.

Erbauungshalle: Grünstr. 6. Sonntag, den 13. August, Vormittags 9 1/2 Uhr: Erbauung. Prediger Tschirn.

Theater-Nachrichten.

Residenz-Sommer-Theater. Direction: Frh. Witte-Wild. Freitag: Gastspiel des Lobe-Theater-Ensembles Auf allgemeines Verlangen:

Die Fledermaus.

Sonnabend: Benefiz Celsa Gurici. „Donna Juanita.“ Operette in 3 Acten von Suppé.

Guten kräftigen Mittagstisch zu 40 Pf. 1241 Neumarkt 8. „3 Tauben.“

Verleger oder Colporteur für den Vertrieb „Schlesischer Geschichten“ sucht. Off. erb. an die Exp. d. Ztg.

Brot! Brot! Hausbacken-Brot, vorzüglich im Gemach, 6 Pfund für 50 Pfg. empfiehlt die Bäckerei von 1134 Jos. Warnerke, Gneiffenaustr. 11.

Etablissement Concordia

Margarethenstrasse. Sonnabend, den 12. August 1893: Zweites Stiftungs-Fest des deutschen Metall-Arbeiter-Verbandes veranstaltet von den vereinigten Sectionen der Schlosser und Klempner, bestehend in Garten-Concert, Tanz und lebenden Bildern. Bei ungünstigem Wetter findet das Concert im Saale statt. Concert ausgeführt von der Kapelle des Musik-Dirigenten Herrn A. Kuban. Nach dem Concert: Tanz. Um 12 Uhr auf der Saalbühne:

Der Ausgesperrte Declamation mit zwei lebenden Bildern. Festrede. Cotillon mit scherzhaften Ueberraschungen. Anfang 7 Uhr. Ende 4 Uhr. Programm à 30 Pfg. Tanz 50 Pf. Das Comitee.

Sunnersdorf bei Hirschberg.

Öffentliche Parteiversammlung Sonntag, den 13. d. M., Nachm. 4 Uhr im Gasthof zur Andreasschenke. Tagesordnung:

1. Vortrag: Die verfloffene Reichstagswahl im Wahlkreise Hirschberg-Schönau. 2. Diskussion. 3. Wie stellen wir uns zur Agitation der freisinnigen Volkspartei. 4. Wahl einer Agitations-Kommission. Entree 10 Pf. Der Einberufer. In Anbetracht der wichtigen Tagesordnung wird um zahlreiches Erscheinen gebeten. Auch Anhänger anderer Parteien haben Zutritt.

Fabrik von Arbeiterlachen Spezialität. Arbeitshosen. E. Liedecke, Stadgasse Nr. 30. En gros. 1084 En détail.

Achtung! Sänger!

Alle Sänger Breslaus welche gewillt sind an dem Volks-Fest am 20. August 1893 mitzuwirken, werden ersucht in der am Sonntag, den 13. August, Vormittags 11 Uhr, im kleinen Saal der Actien-Brauerei, Nikolaistraße 27, stattfindenden Konferenz zu erscheinen. Die Vertrauenspersonen.

Arbeiterverein Haynau.

Montag, den 14. August, Abends 8 Uhr: Mitglieder-Versammlung. Tagesordnung wird in der Versammlung bekannt gegeben. Um zahlreiches Erscheinen der Mitglieder wird ersucht. Aufnahme neuer Mitglieder. Der Vorstand.

Sieheben erschien und ist durch den Verlag der „Münchener Post“ München, oder durch die Expedition dieses Blattes zu beziehen: Die Sklaven-Aufstände des Alterthums von Ernst Frank. — Preis 10 Pf. Mit Ausnahme der Moskischen Proschüre, welcher obige Schrift an wissenschaftlichem Werthe überlegen ist, bildet die Frank'sche Arbeit die einzige, die diese hochinteressante Bewegung vom Standpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung behandelt. Die ökonomischen Ursachen der Sklaven-Aufstände finden wir gerade in unserer Zeit der größten sozialen Konflikte in der modernen Arbeiterbewegung wieder. Die Arbeiter-Aufstände im Homestead — die Sklaven-Aufstände im alten Rom, sie gleichen sich in ihren Ursachen, wie ein Ei dem Andern.

